aware

Magazin für Psychologie / FS13



«Eigentlich bin ich ganz anders …
… nur komme ich so selten dazu»



Liebe Leserin, lieber Leser

«Eigentlich bin ich ganz anders, nur komme ich so selten dazu» lautet das Titelthema dieser 13. Ausgabe des aware Magazins. Inspiriert von diesem Zitat aus Ödön von Horvàths «Zur schönen Aussicht», haben sich die Autoren und Illustratoren mit dem Anderssein und dem Nicht-Dazukommen auseinandergesetzt. Auch der Lesende mag sich fragen: Bin ich immer ich selbst? Handle ich nicht von Situation zu Situation unterschiedlich? Fühle ich mich in einer bestimmten Umwelt mir selbst ähnlicher als in einer anderen und sind die Anderen eigentlich ganz anders als sie manchmal scheinen?

So erörtert Kristin Möllering den Einfluss der Situation auf unser Verhalten, während sich Nadine Torresan, Simon Lang und Katharina Szybalski mit dem Anderssein in verschiedenen kulturellen und ethnischen Kontexten befassen. Wer ist das ICH überhaupt? Zu diesem breiten Thema finden sich unter anderem Artikel über die Seele, transgenerationale Traumata, Psychopathie und Sadismus.

Daneben geht es in dieser Ausgabe auch um Auseinandersetzung mit «dem anderen», sei es die überraschende Gesprächsrunde zwischen PSZ und FIZ, die Dragica Stojković ermöglicht hat oder die Begegnung von Mensch und Maschine in Josefine Biskups Essay über Puppen. Theresa Geck geht den Effekten von Humor und Celibrities in der Werbung nach – auch hier lassen sich wieder interessante Parallelen zur Selbstbetrachtung ziehen. Als wären die verführerischen Werbebotschaften nicht subversiv und fragwürdig genug, befasst sich Laura Basso mit der Glaubwürdigkeit psychologischer Forschung und kommt zu diskussionswürdigen Ergebnissen. Auch für Prof. Dr. Brigitte Boothe wird nach Ihrer Emeritierung vieles anders werden. Ob sie rückblickend vieles anders entschieden hätte und ob sie sich auf den neuen Lebensabschnitt freut, erfahrt ihr in ihrem Abschiedsinterview mit Dragica Stojković.

Verabschieden möchten wir uns auch von Thekla Schulze, Corina Winzer und Dragica Stojković, die nach langjähriger redaktioneller Tätigkeit im aware in einen neuen Lebensabschnitt starten. «Ganz anders» sieht nun also auch das aware Team aus: Wir dürfen viele neue Gesichter aus Zürich, Fribourg, Basel und Bern in der Redaktion, der Öffentlichkeitsarbeit, den Lektoraten und der Illustration begrüssen und freuen uns, dass das Magazin im steten Wandel auf nationale Unterstützung bauen kann. Wenn Du, lieber Leser, auch gerne einen Beitrag zum einzigen studentischen Psychologiemagazin der Schweiz leisten möchtest, bist du herzlich willkommen. Melde dich einfach unter info@aware-magazin.ch.
Viel Spass beim Blättern, Stöbern und Staunen wünscht euch,

die Redaktion

Impressum

Herausgeber: Psychologiestudierende der Universität Zürich, Verein aware | **Chefredaktion:** Fabienne Meier (UZH), Katharina Szybalski (UZH), Josefine Biskup (UZH) | **Lektorat:** Aline Biesuz (UZH), Antonia Kreibich (UZH), Patricia Meier (UZH), Lea Mozzini (UZH), Fernando Noriegaz (UZH), Marcus Kessler (UniSG), M. Sc. Dragica Stojković (UZH), wortzauberei.ch | **Gestaltung:** Adrian Oesch (UZH), Aline Biesuz (UZH) | **Inserate und Marketing**: inserate@aware-magazin.ch, Marcel Schellenberg (UZH), Julia Gontersweiler (UZH) | **Autoren:** Joelle Barthassat (psyCH), Laura Basso (UZH), Josefine Biskup (UZH), Theresa Geck (UniFR), Antonia Kreibich (UZH), Shimi Lang (UZH), Fabienne Meier (UZH), Manuel Merkofer (UZH), Kristin Möllering (UZH), Fernando Noriegadiaz (UZH), M. Sc. Dragica Stojković (UZH), Katharina Szybalski (UZH), Nadine Torresan (UZH), Ebongo Tshomba (UniBAS), Nicole Wellinger (FAPS) | **Illustratoren:** Laura Basso (UZH), Laura Haensler (Kantonsschule Wettingen), Josefine Biskup (UZH), Chrys Zumestein, Lisa Spreckemeyer (pixelio.de), Antonia Kreiblich (UZH), Stefanie Umbricht (UZH), M. Sc. Dragica Stojković (UZH), Fernando Noriega (UZH), Ronny Peiser (ronnypeiser.de), Caty Yiying Zhao, Adrian Oesch (UZH) | **Druck**: Offsetdruck Goetz AG | **Auflage**: 2000 Exemplare, erscheint jedes Semester | **Redaktionsadresse**: aware – Magazin für Psychologie, c/o Fachverein Psychologie, Binzmühlestr. 14/29, 8050 Zürich | www.aware-magazin.ch, info@aware-magazin.ch

Gönner







Titelbild
Model: Benjamin Pogonatos
Photo: Adrian Oesch

Inhalt

Psychologische Forschung: von Betrug durchzogen?

Im November 2012 erschien ein Artikel in der NZZ am Sonntag über die zahlreichen Fälschungen in der psychologischen Forschung, der für viel Gesprächstoff sorgte. Der Artikel setzte die Psychologie in ein Licht von falschen Positivbefunden, verfälschten Daten und unwissenschaftlichen Praktiken. Das Vertrauen und die Glaubwürdigkeit der Psychologie wurden durch die missbräuchlichen Forschungspraktiken erschüttert. Der Artikel stellt den Ursachen falsch verstandener Wissenschaftlichkeit oder wissentlicher Fälschungspraktiken mögliche Lösungsansätze gegenüber.

09

Die Puppe als Spiegel der Psyche: Von Barbie, RealDolls und Androiden.



Bildquelle: Josefine Biskup

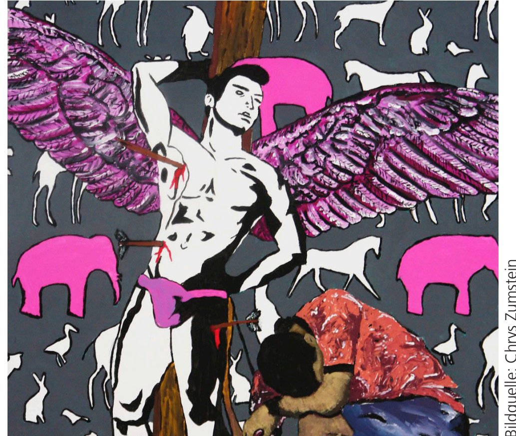
Die Puppe als unbelebtes Gegenüber begleitet den Menschen seit Jahrhunderten und ist dabei phantastische Figur, Begleiter oder Identifikationsobjekt. Über Puppen, virtuelle Avatare bis hin zu Androiden begegnen sich Mensch und Maschine in vielerlei Form. Diese Interaktionen werden vermehrt auch im Sinne psychologischer Aspekte erforscht. Wie beeinflusst das Spiel unser Erleben und inwiefern lässt sich die Lust am Spielen in verschiedenen Altersgruppen therapeutisch nutzen?

26

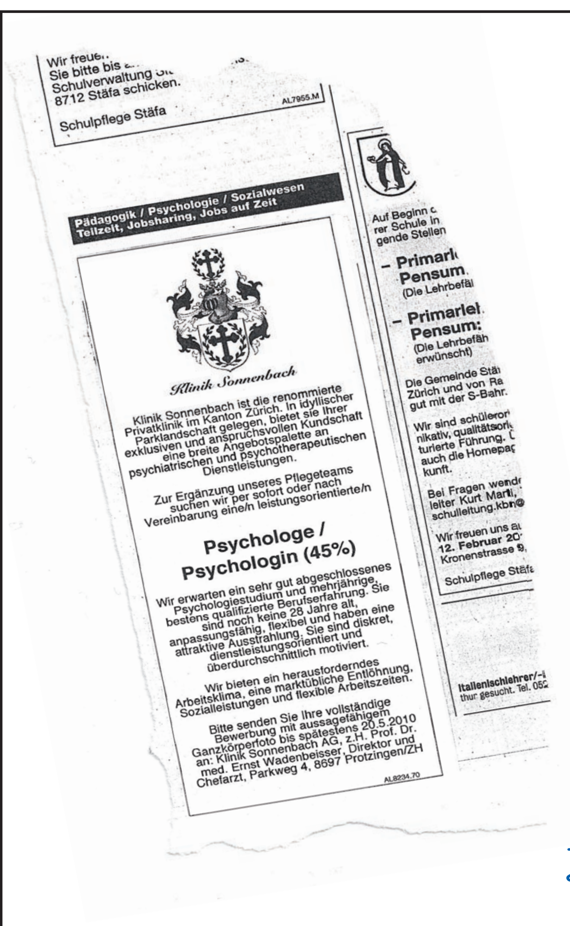
Von Marquis de Sade bis Fifty Shades of Grey

Sowohl die libertinen Romane von Marquis de Sade als auch die populäre Bestseller-Trilogie *50 Shades of Grey* von Erika L. James sorgten für Aufruhr. Eines haben die Bücher gemeinsam: das zentrale Thema ist Sadomasochismus. Doch was verbirgt sich genau hinter diesem Begriff? Wie viel hat sich seit den Zeiten de Sades geändert? Wie hat sich die Reaktion der Öffentlichkeit auf sexuelle Abweichungen gewandelt? Und wie steht die Psychologie zum Sadismus?

33



Bildquelle: Chrys Zumstein



Wir freue… Sie bitte bis … Schulverwaltung … 8712 Stäfa schicken.

AL7955.M

Schulpflege Stäfa

Pädagogik / Psychologie / Sozialwesen
Teilzeit, Jobsharing, Jobs auf Zeit

Klinik Sonnenbach

Klinik Sonnenbach ist die renommierte Privatklinik im Kanton Zürich. In idyllischer Parklandschaft gelegen, bietet sie Ihrer exklusiven und anspruchsvollen Kundschaft eine breite Angebotspalette an psychiatrischen und psychotherapeutischen Dienstleistungen.

Zur Ergänzung unseres Pflegeteams suchen wir per sofort oder nach Vereinbarung eine/n leistungsorientierte/n

Psychologe / Psychologin (45%)

Wir erwarten ein sehr gut abgeschlossenes Psychologiestudium und mehrjährige, bestens qualifizierte Berufserfahrung. Sie sind noch keine 28 Jahre alt, anpassungsfähig, flexibel und haben eine attraktive Ausstrahlung. Sie sind diskret, dienstleistungsorientiert und überdurchschnittlich motiviert.

Wir bieten ein herausforderndes Arbeitsklima, eine marktübliche Entlöhnung, Sozialleistungen und flexible Arbeitszeiten.

Bitte senden Sie Ihre vollständige Bewerbung mit aussagefähigem Ganzkörperfoto bis spätestens 20.5.2010 an: Klinik Sonnenbach AG, z.H. Prof. Dr. med. Ernst Wadenbeisser, Direktor und Chefarzt, Parkweg 4, 8697 Protzingen/ZH

AL8234.70

rosige Berufs-aussichten?

Wie weiter nach der Uni? Durchstarten, aber wohin?
Und wie funktioniert das auf dem Arbeitsmarkt?

Der Einstieg ins Berufsleben ist nicht leicht, gerade für PsychologInnen! Dein Berufsverband kann helfen. Mit Informationen, Kontakten, Tipps und konkreten Angeboten für den Berufseinstieg.

Dein Berufsverband ist der ZüPP, das Zürcher Zugangstor zur FSP.



Kantonalverband der Zürcher
Psychologinnen und Psychologen

Sonneggstrasse 26, 8006 Zürich, 044 350 53 53, info@zuepp.ch, www.zuepp.ch

---

4jährige postgraduale

Weiterbildung in Integrativer Körperpsychotherapie IBP

ibp institut
Integrating body & mind

Anerkannt durch FSP, ASP, SBAP und SGPP/FMH

IBP steht für Integrative Body Psychotherapy und ist ein wirksames, wissenschaftlich gut fundiertes Psychotherapieverfahren, das die Integration von Körpererleben, Emotionen, Kognitionen, spirituellem Erleben und Verhalten ins Zentrum stellt. Die berufsbegleitende Weiterbildung ist offen für PsychologInnen mit Masterabschluss und ÄrztInnen und führt zum Zertifikatsabschluss «Psychotherapeut / in für Integrative Körperpsychotherapie IBP».

Die AbsolventInnen verfügen nach Abschluss der Weiterbildung sowohl über die menschliche, klinische und psychotherapeutische Kompetenz, selbständig und eigenverantwortlich ein breites Spektrum von psychischen Störungen behandeln zu können, als auch präventiv zu wirken.

Das IBP Institut führt ein psychotherapeutisches Ambulatorium, das den Studierenden die Möglichkeit bietet, klinische Erfahrungen zu sammeln.

Gesamtleitung: Dr. med. Markus Fischer, Facharzt Psychiatrie und Psychotherapie FMH

Infoabende:
Mittwoch, 20. März 2013
von 19.00 – 21.00 Uhr
in 3012 Bern, Falkenplatz 11

Dienstag, 16. April 2013
von 19.00 – 21.00 Uhr
in 4051 Basel, Leimenstr. 72

Mittwoch, 22. Mai 2013 &
23. Oktober 2013
von 19.30 – 21.30 Uhr
in Winterthur, IBP Institut

Informationen und Anmeldung:

IBP Institut
Wartstrasse 3
8400 Winterthur

www.ibp-institut.ch
info@ibp-institut.ch

T +41 (0)52 212 34 30
F +41 (0)52 212 34 33

Daten und weitere Infos auf:
www.ibp-institut.ch

Die braunen Augen des Vertrauens

Von Katharina Szybalski

Braunäugige Vertraute

Forscher der Universität Prag hatten die Absicht, einen Zusammenhang zwischen Vertrauenswürdigkeit und Augenfarbe herzustellen. Dafür zeigten sie ihren Probanden Porträts von 80 Männern und Frauen, wobei die Hälfte braune und die andere Hälfte blaue Augen besassen. Die 140 Studienteilnehmer wurden aufgefordert, den gesehenen Personen Vertrauenspunkte zu vergeben und somit ihre Vertrauenswürdigkeit einzuschätzen. Tatsächlich bekamen Personen mit braunen Augen mehr Punkte. Um ihr Ergebnis zu überprüfen, manipulierten die Forschenden die Bilder so, dass die ursprünglich blauäugigen Gesichter nun braune Augen bekamen und umgekehrt. Bei einer erneuten Umfrage stellte sich heraus, dass der Vertrauensbonus bei Braunäugigen verschwand.

Die scheinbar widersprüchlichen Ergebnisse konnten aber durch die Analyse der Gesichtszüge erklärt werden: blauäugige Menschen haben im Durchschnitt eher feinere Gesichtszüge, schmalere Lippen und eine länglichere Gesichtsform als Braunäugige. Genau diese Gesichtsmerkmale sind ausschlaggebend dafür, dass wir eine Person als weniger vertrauenswürdig einstufen.

Es ist also nicht die Augenfarbe selber, die das Vertrauen ausstrahlt, sondern die damit typischerweise einhergehenden Gesichtszüge. Die Forscher vermuten, dass der Effekt für Männer und Frauen gleichermassen gilt, allerdings konnte er nur an männlichen Gesichtern eindeutig nachgewiesen werden (Kleisner, Priplatova, Frost und Flegr, 2013).

Psychologische Auffälligkeiten der Ein-Kind-Politik

Im Jahre 1980 führte China die Ein-Kind-Politik ein, um drohenden Hungernöten entgegenzuwirken und den wirtschaftlichen Fortschritt zu sichern. Vor allem in den Städten konnte die neue Regel gut umgesetzt werden und führte zu einer Generation, die vor allem aus Einzelkindern besteht. Diese Kinder stehen im Mittelpunkt der ganzen Familie und so haftet ihnen ein schlechter Ruf als egozentrisch und unkooperativ an. In Stellenanzeigen kann sogar «keine Einzelkinder» gelesen werden.

Lisa Cameron und Kollegen von der Clayton University führten eine Untersuchung mit 400 Einwohnern Pekings, die entweder kurz vor der Einführung der Ein-Kind-Politik (1975-1978) oder kurz danach (1980-1983) geboren wurden. Die Probanden wurden bei mehreren Gruppenspielen aufgefordert, Geld zu investieren und auszutauschen. So kann herausgefunden werden, wie vertrauensvoll und risikofreudig die einzelnen Versuchsteilnehmer sind.

Beim Vergleich der Gruppen fiel Folgendes auf: Personen, die nach der Einführung der Ein-Kind-Politik geboren wurden, waren im Durchschnitt weniger risikobereit, misstrauischer und scheuten eher den Wettbewerb als solche, die vor 1980 geboren wurden. Ausserdem konnten Eigenschaften wie Nervosität, Pessimismus und Empfindlichkeit mit den Einzelkindern assoziiert werden (Cameron, Erkal, Gangadharan und Meng, 2013).


Bildquelle: Lisa Spreckelmeyer/pixelio.de

Warm ums Herz

Die nostalgische Erinnerung kann einem sprichwörtlich das Herz erwärmen. Forscher haben nun in mehreren Experimenten herausgefunden, dass dieses Sprichwort wörtlich verstanden werden kann.

Bei einer ersten Untersuchung wurden die Probanden gebeten, über 30 Tage hinweg zu notieren, wann sie nostalgische Gefühle empfanden. Bei der Auswertung konnten die Forschenden einen Zusammenhang mit der Wetterlage herstellen: an kalten Tagen erlebten die Teilnehmer mehr nostalgische Empfindungen als an wärmeren Tagen. Eventuell erwärmten sich die Probanden selber an kalten Tagen.

In der nächsten Untersuchungsreihe wurde eine Gruppe Versuchsteilnehmer gebeten, in einem kalten (20°C), einem warmen (24°C) oder einem heissen Raum (28°C) zu warten. Anschliessend gaben sie an, ob sie nostalgische Tagträume beim Warten erlebten. Tatsächlich erlebten die Wartenden aus dem kalten Zimmer signifikant mehr nostalgische Tagträume.

In einem dritten Experiment wurden Teilnehmer untersucht, die angaben, bei Musik nostalgische Gefühle zu empfinden. Diese gaben ebenfalls an, dass die Melodien ein Gefühl physischer Wärme vermittelten. Nun hatten die Forscher einen ersten Hinweis auf einen Zusammenhang zwischen Nostalgie und realer Wärme.

Die vierte Untersuchung zielte schliesslich auf eine direkte Verbindung von Temperaturempfinden und nostalgischen Gefühlen ab. Die Probanden wurden in ein kaltes Zimmer gebracht und sollten entweder an ein sehr emotionales Ereignis aus ihrer Vergangenheit denken oder an ein sachliches. Danach wurden sie gebeten, die Temperatur des Raums einzuschätzen. Das weniger überraschende Ergebnis zeigte wieder: diejenigen, die an emotionalere Erinnerungen gedacht hatten, empfanden den Raum als wärmer.

Im letzten Versuch sollten die Probanden wieder an ein emotionales oder neutrales Ereignis aus ihrer Vergangenheit denken. Dabei war ihre Hand in eine Schüssel mit Eiswasser getaucht. Wiederum zeigte sich die Macht der wärmenden Gedanken: wer an ein emotionales Erlebnis denken sollte, konnte dem Schmerz länger widerstehen und die Hand im Eiswasser lassen (Zhou et al., 2012).

Psychologische Forschung: von Betrug durchzogen?

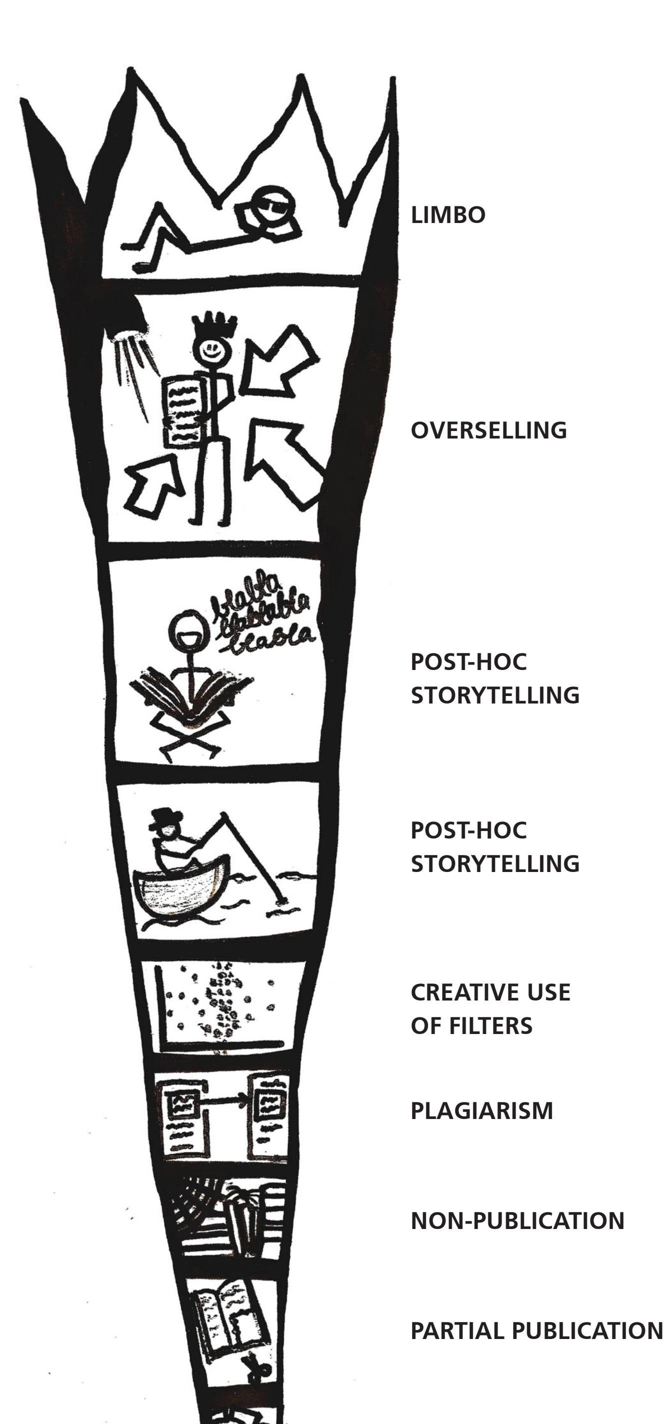
In den letzten Jahren zeigte sich, dass der Anteil an falschen Positivbefunden in psychologischer Forschungsliteratur viel grösser ist als bisher angenommen, was das Vertrauen in die Glaubwürdigkeit der Psychologie erschütterte. Es ist notwendig, dass sich an dem gegenwärtigen psychologischen Wissenschaftsbetrieb etwas ändert.

Von Laura Basso

Der Artikel mit dem Titel *Psychologie in der Krise*, der am 25. November 2012 in der NZZ am Sonntag erschienen ist, wirft kein gutes Licht auf die Psychologie, sondern beschreibt sie als eine von falschen Positivbefunden, verfälschten Daten und unwissenschaftlichen Praktiken geprägte Wissenschaftsdisziplin. Wer psychologische Forschung als präzise und zuverlässig einschätzt, wird durch den Artikel mit dem gegenteiligen Bild konfrontiert und beginnt unweigerlich, die eigene Position infrage zu stellen. Der Artikel ist ein Hinweis darauf, dass sich die öffentliche Meinung über die Psychologie langsam ins Negative verschiebt, wohl auch, da es in den letzten zwei Jahren eine Reihe von Ereignissen gab, die allesamt Zweifel am Wahrheitsgehalt psychologischer Forschungsergebnisse aufkommen liessen. 2011 wurde der Betrugsfall des Sozialpsychologen Diederik Stapel publik und inzwischen ist klar, dass mehr als 40 seiner Artikel, die in teilweise sehr renommierten Fachjournalen veröffentlicht wurden, auf fiktiven Daten basieren (Marin, 2013).
Auch andere Fälle von eindeutigem wissenschaftlichem Betrug haben in dieser Zeitspanne ein grosses Medienecho erhalten. Für den Wissenschaftsbetrieb sind aber auf lange Sicht gesehen, sogenannte fragwürdige Forschungspraktiken (questionable research practices, QRPs) viel schädlicher, obwohl sie nicht besonders skandalös erscheinen (John et al., 2012).

Fragwürdige Forschungspraktiken
Nach Fanelli (2009) sind die drei grossen Kategorien wissenschaftlichen Betrugs zum Einen das Erfinden von Daten oder Fällen (fabrication), zum Anderen das willentliche Verzerren von Daten oder Befunden (falsification) und des Weiteren das Ausgeben von Ideen, Daten oder Worten von anderen als die eigenen (plagiarism). Questionable research practices gehören zur Kategorie «falsification» und sind insofern besonders problematisch, weil Daten und Befunde auf unterschiedlichste Weisen verzerrt werden können, auch so subtil, dass es dem Forscher selbst entgehen mag (Fanelli, 2009). QRPs sind, wie der Name es sagt, fragwürdig und nicht offensichtlich falsch. Sie beinhalten deshalb auch viel Spielraum für Selbstbetrug (John et al., 2009). Als fragwürdige Forschungspraktiken bezeichnet man beispielsweise «Datenpunkte aufgrund eines Bauchgefühls weglassen» (Fanelli, 2009, S. 8). Je nach Situation sind solche Verhaltensweisen entweder wissenschaftlicher Betrug, Bias oder pure Nachlässigkeit. Ihre Auswirkungen auf die Forschung können aber in allen Fällen stark negativ ausfallen. Die Unterscheidung zwischen Betrug und zufälligen Fehlern ist sehr schwierig, besonders wenn die Manipulation subtil ist und die Originaldaten nicht mehr vorhanden sind (Fanelli, 2009).

Durch ein anonymes Erhebungsformat, welches durch Anreize für ehrliches Antworten ergänzt wurde, haben John und Kollegen (2012) die Prävalenz des Ausübens fragwürdiger Forschungspraktiken erhoben und fanden heraus, dass die Prozentzahl der befragten Psychologen, welche solche Praktiken mindestens einmal selbst ausgeführt haben, mit 36 Prozent erstaunlich hoch ist und somit viel höher als bisher ange-



Die neun Kreise der wissenschaftlichen Hölle (nach neuroskeptic.blogspot.ch)

Bildquelle: Laura Basso

nommen. Es konnte auch gezeigt werden, dass es durch Flexibilität bei der Datenerhebung, der Datenanalyse und dem Berichten der Befunde einfach ist, ohne tatsächlichen Effekt dennoch statistisch signifikante Ergebnisse zu erzielen (Simmons et al., 2011). Die Autoren bezeichnen diese Flexibilität auch als «Freiheitsgrade der Wissenschaftler» (Simmons et al., 2011, S. 1359) und je mehr von diesen im Sinne der eigenen Hypothese angewandt werden, umso grösser ist die Wahrscheinlichkeit falscher Positivbefunde. Dies hängt damit zusammen, dass man als Forscher viele Entscheidungen treffen muss, bei denen es nicht eine eindeutig beste Alternative gibt. In solch ambiguen Situationen tendiert man dazu, diejenige Entscheidung, die zum publizierbarsten Ergebnis führt, im Nachhinein auch als die angemessenste einzuschätzen (Simmons et al., 2011).

Wagenmakers und Kollegen (2011) stellen fest: «[…] something is deeply wrong with the way experimental psychologists design their studies and report their statistical results. It is a disturbing thought that many experimental findings, proudly confidently reported in the literature as real, might in fact be based on statistical tests that are explorative and biased» (S. 12).

Welche Schwachstellen in der Datenauswertung kommen in vielen experimentellen Studien vor?

Wagenmakers und Kollegen (2011) zufolge kommen die drei folgenden Fehler, die sie anhand von Bems Studie (2010) zum «Psi-Phänomen» behandeln, auch in anderen experimentalpsychologischen Studien häufig vor: Erstens, dass Analysen als konfirmatorisch verstanden und dargestellt werden, obwohl sie im Grunde genommen explorativ sind. Zweitens wird der Tatsache, dass die Wahrscheinlichkeit der Daten bei gegebener Hypothese nicht der Wahrscheinlichkeit der Hypothese bei gegebenen Daten entspricht (von den Autoren als Trugschluss des vertauschten Bedingungssatzes bezeichnet), nicht genügend Beachtung geschenkt. Drittens werden häufig statistische Testverfahren eingesetzt, welche Hinweise, die gegen die Nullhypothese sprechen, zu stark gewichten und zu progressive p-Werte liefern. Aufgrund dieser und anderen Vorgehensweisen ist es sehr einfach, auch beim Gelten der Nullhypothese signifikante Ergebnisse für die Alternativhypothese zu erhalten, was ein wahrhaftig signifikantes Problem der psychologischen Forschung darstellt.

Confirmation bias

Je mehr Freiheiten ein Forscher im Forschungsprozess hat, umso grösser ist die Wahrscheinlichkeit, dass er in den Daten auch das findet, was seiner eigenen Hypothese entspricht. Der *confirmation bias* wirkt grösstenteils auf unbewusster Ebene und nimmt grundsätzlich in jeder Wissenschaftsdisziplin Einfluss auf Datenerhebung, -analyse und -interpretation. Jedoch herrschen in der Psychologie weniger starke Einschränkungen dieses Bias und dadurch ist der Anteil an positiven Resultaten (im Sinne der Bestätigung der getesteten Hypothese) grösser als beispielsweise in den Weltraumwissenschaften (Fanelli, 2009).

Es ist wahrscheinlich, dass wir als Forscher davon überzeugt sind, dass unsere Hypothese wahr ist, weshalb wir es schneller und unkritischer akzeptieren, wenn die Befunde für sie sprechen und wir sind eher dann dazu bereit, die Befunde genau unter die Lupe zu nehmen, wenn sie unseren Erwartungen widersprechen. Erhalten wir ein unerwartetes Ergebnis, ist es möglich, dass wir unsere vorausgehenden Vermutungen umdeuten und uns die Befunde plötzlich als etwas erscheinen, was wir schon vorher hätten erwarten können. Es kann aber auch sein, dass wir nach ein paar Monaten bestimmte Details wieder vergessen haben, ob wir beispielsweise eine Moderatorvariable erwartet hatten oder nicht und deshalb die Freiheit haben, die Ergebnisse so zu interpretieren, wie es am wünschenswertesten ist (Nosek et al., 2012). All dies führt dazu, dass man zu den Ergebnissen kommt, die am publizierbarsten sind, was nicht notwendigerweise heissen muss, dass sie auch wahr sind.

Die Glaubhaftigkeit vieler experimenteller Studien wird dementsprechend dadurch untergraben, dass Forscher nicht bereits vor der Datenerhebung die Methode festlegen, mit der sie die Daten auswerten. Hat man sich nicht festgelegt und die Daten schon erhoben, ist es verlockend, die Auswertungsstrategie anzupassen, um das erwünschte Resultat zu erhalten. Das Ausmass, in welchem die Auswertungsmethode auf die Daten abgestimmt wird, unterscheidet sich von Experiment zu Experiment und von Forscher zu Forscher, doch das Problematische daran ist, dass es Lesern und Reviewern quasi unmöglich ist, dieses Ausmass abzuschätzen. Nur wenn man sich vor Beginn der Datenerhebung auf eine Analysemethode festgelegt hat, kann eine Studie als rein konfirmatorisch gelten (Wagenmakers et al., 2012).

> *«Some changes, particularly open access, appear to be inevitable.»*
> – Nosek & Bar-Anan, 2012, S. 308

Publication bias

Der grosse Anteil an Falschbefunden in der Psychologie kommt auch durch den publication bias zustande (auch file-drawer problem genannt), der die Tendenz der Wissenschaftler beschreibt, nur positive und signifikante Befunde zu publizieren, was in Zusammenhang mit der Funktionsweise des Wissenschaftsbetriebes steht (Pashler & Wagenmakers, 2012). Die Entscheidungen der Forscher bezüglich Forschungsdesign und Datenanalyse können dadurch gesteuert sein, dass signifikante Positivbefunde angestrebt werden, weil negative, nicht-signifikante Resultate sehr viel schwerer zu publizieren sind. Der berufliche Erfolg eines akademischen Wissenschaftlers hängt von seinen Publikationen ab, denn so wie erfolgreiche Sprinter sich dadurch auszeichnen, schneller rennen zu können als andere, zeichnen sich erfolgreiche Wissenschaftler dadurch aus, Forschung zu betreiben, die grössere Wirkung nach

sich zieht als die anderer. Anreize für überraschende, innovative Befunde sind in der Wissenschaft gross, denn sie gedeiht dadurch, dass die vorherrschenden Ansichten herausgefordert und neuartige Ideen hervorgebracht werden, welche das Feld in eine neue Richtung lenken. Das Motiv eines Wissenschaftlers, genau zu arbeiten und wahre Tatsachen über den Menschen herauszufinden, ist viel abstrakter und weniger greifbar als das berufliche Motiv, Erfolg zu haben und weiterzukommen. Aus diesem Grund werden Entscheidungen meist stärker (auch unbewusst) durch das berufliche Motiv beeinflusst. In dem Ausmass, in welchem eine Publikation Anerkennung finden wird, ist das persönliche Motiv eines Forschers angeregt, unabhängig davon, ob die Befunde tatsächlich wahr sind (Nosek et al., 2012).

Lösungsansätze

Effiziente und unvoreingenommene Replikationsstudien sind notwendig, um die Glaubwürdigkeit einer Wissenschaft aufrechtzuerhalten. Werden in einer Forschungsdisziplin weitgehend keine Replikationen vorgenommen, wie es in der psychologischen Forschung der Fall ist, dann kann die Mehrheit der Forschungsliteratur aus unangefochtenen Falschbefunden bestehen (Ioannidis, 2012). Und Falschbefunde können ohne entsprechende Replikationsstudien lange Zeit in der Literatur erhalten bleiben. Aufgrund der Bedeutung von Replikationsstudien für die Wissenschaft ist es schockierend, dass in der Psychologie immer seltener derartige Studien durchgeführt werden. Dies, weil kaum Anreize dafür bestehen (Pashler & Wagenmakers, 2012). Kritik an bereits publizierten Beiträgen oder durch Replikationen entdeckte Fehler werden zudem von den Herausgebern von Fachzeitschriften nicht gerne gesehen, womit das Problem zu einem grossen Teil auch bei der Herausgeberpolitik von Fachzeitschriften liegt (Dienkmann, 2005).

Ein Lösungsansatz ist das Reproducibility Project (Open Science Collaboration, 2012), welches eine empirische Basis dafür bieten soll, die Reproduzierbarkeit psychologischer Forschungsergebnisse einzuschätzen. Es handelt sich dabei um ein offen zugängliches Projekt, das psychologische Befunde evaluieren will (Pashler & Wagenmakers, 2012). Allein die Möglichkeit, dass die eigene Studie einer Kontrolle unterliegen könnte, könnte Dienkmann (2005) zufolge schon dazu führen, dass Forscher ihre Sorgfalt bei der Datenauswertung erhöhen.

«Research findings that do not replicate are worse than fairy tales; with fairy tales the reader is at least aware that the work is fictional.»
– Wagenmakers et al., 2012, S. 633

Das Problem könnte zudem teilweise auch dadurch eingedämmt werden, dass Wissenschaftler in ihren Berichten genauer über die angewandte Auswertungsstrategie Auskunft geben müssen, so beispielsweise, ob sie solange Daten erhoben haben, bis ein statistisch signifikantes Ergebnis herauskam oder ob das Ende der Datenerhebung vorher festgelegt wurde. Zudem sollten alle erhobenen Variablen angegeben werden, sowie alle experimentellen Bedingungen (auch fehlgeschlagene Manipulationen) und weitere Entscheidungen bei der Datenanalyse sollten ebenfalls begründet werden, damit Reviewer und Leser die Glaubwürdigkeit der Befunde besser abschätzen können. Die Autoren sollten in ihrem Artikel zeigen, dass ihre Befunde nicht von willkürlichen Analyseentscheidungen abhängen. Sind diese Begründungen nicht überzeugend genug, sollte eine exakte Replikation der Studie durchgeführt werden (Simmons et al., 2011).

Implikationen

Das Hauptanliegen psychologischer Wissenschaftler sollte sein, Wahrheiten über den Menschen herauszufinden und zu verbreiten und nicht in erster Linie, so viele Artikel wie möglich zu publizieren. Wenn nicht-signifikante Negativbefunde genauso gut publizierbar wären wie signifikante Positivbefunde, wäre dieser Wunsch nach letzteren weniger ausgeprägt und folglich die Datenerhebung und –analyse weniger stark dadurch verzerrt. Um diesen Zustand zu erreichen, in dem Wahrheit wichtiger als Publizierbarkeit ist, werden Veränderungen auf kollektiver und institutioneller Ebene benötigt, sowie die Bereitschaft des Einzelnen, dem Wahrheitsgehalt der Befunde und nicht der eigenen Karriere den Vorrang zu geben und die angewandten Forschungspraktiken offen darzulegen (Nosek et al., 2012). Um kollektives Handeln in Gang zu setzen mit dem Ziel, unsere Disziplin zuverlässiger werden zu lassen und ihre Reputation wieder zu verbessern, müssen insgesamt eine grössere Diskussion des Themas angeregt werden, sowie eine grössere Kritik- und Replikationskultur entstehen.

Pashler und Wagenmakers (2012) sehen in der momentanen Krisensituation auch eine Chance für die psychologische Forschung: «Having found ourselves in the very unwelcome position of being (to some degree at least) the public face for the replicability problems of science in the early 21st century, psychological science has the opportunity to rise to the occasion and provide leadership in finding better ways to overcome bias and error in science generally» (S. 529). ■

Zum Weiterlesen

Nosek, B. A., Spies J. R. & Motyl, M. (2012). Scientific Utopia : II. Restructuring Incentives and Practices to Promote Truth Over Publishability. *Perspectives on Psychological Science, 7*(6), 615–631.

Simmons, J. P., Nelson, L. D. & Simonsohn, U. (2011). False-Positive Psychology: Undisclosed Flexibility in Data Collection and Analysis Allows Presenting Anything as Significant. *Psychological Science, 20*(10), 1–8.

Pashler, H. & Wagenmakers, E.–J. (2012). Editors' Introduction to the Special Section on Replicability in Psychological Science: A Crisis of Confidence? *Perspectives on Psychological Science*, 7(6), 528–530.

Abschiedsinterview mit Prof. Dr. Brigitte Boothe

Wer das Vergnügen hatte, Brigitte Boothe im Rahmen einer Vorlesung, eines Seminars oder eines Vortrags sprechen zu hören, weiss um ihren Sinn für Humor, ihr Sprachtalent und ihr Interesse an Träumen und Erzählungen. Wovon Brigitte Boothe erzählt, wenn sie von der Zukunft oder alternativen Lebensentwürfen träumt, verrät Euch folgendes Interview.

Von Dragica Stojković

Dragica Stojković: Nachdem Sie, liebe Frau Boothe, 22 Jahre lang Lehrstuhlinhaberin gewesen sind, kündet sich mit Ihrer Emeritierung ein neuer Lebensabschnitt an. Was kommt Ihnen als Erstes in den Sinn, wenn Sie daran denken?
Brigitte Boothe: Dass es grossartig ist, sich einen neuen Lebensabschnitt mit günstigen Lebensbedingungen überhaupt vorstellen zu können.

Was glauben Sie, am meisten vermissen zu werden?
Die klugen, liebenswürdigen, geduldigen, humorvollen, anregenden, eindrucksvollen, herausfordernden, witzigen und freundschaftsbereiten Menschen.
Den morgendlichen Blick auf die Kreuzung Binzmühlestrasse/Thurgauerstrasse, den Blick in das frühzeitig geschäftige Büro des Nachbarhauses, die stets wachsenden Türme von Credit Suisse (ehemals Sunrise), den Blick auf die Züge, die über die Bahnhofsbrücke brausen, und den Zürichberg unter dem Morgenhimmel.

Sie haben sich intensiv mit Erzählungen beschäftigt. Gibt es eine Erzählung, welche Sie nicht mehr losgelassen hat?
Ja, eine aus den Interviews mit Überlebenden der nationalsozialistischen Konzentrationslager, dokumentiert im Moses-Mendelssohn-Zentrum Potsdam:

> *Ich konnte nicht mehr*
> *Eines Tages wollte ich zum Elektrozaun gehen, mitten in der Nacht. Ich konnte nicht mehr. Ich war so hungrig. Da kam ein Mädchen zu mir. Sie war beim Aufseher im Büro zum Aufräumen gewesen und hatte die Kippen mitgenommen. Sie sagte zu mir: Du kannst sie anzünden. Ich habe noch ein Streichholz. Komm unter die Decke zu mir, dann sieht das niemand. Zieh an den Kippen, dann dreht sich dir der Kopf und du kannst einschlafen. Sie hat mich gehütet in der Nacht. Ich sollte nicht zum Zaun gehen. Ich bin wirklich eingeschlafen. (Audiotranskription leicht geglättet)*

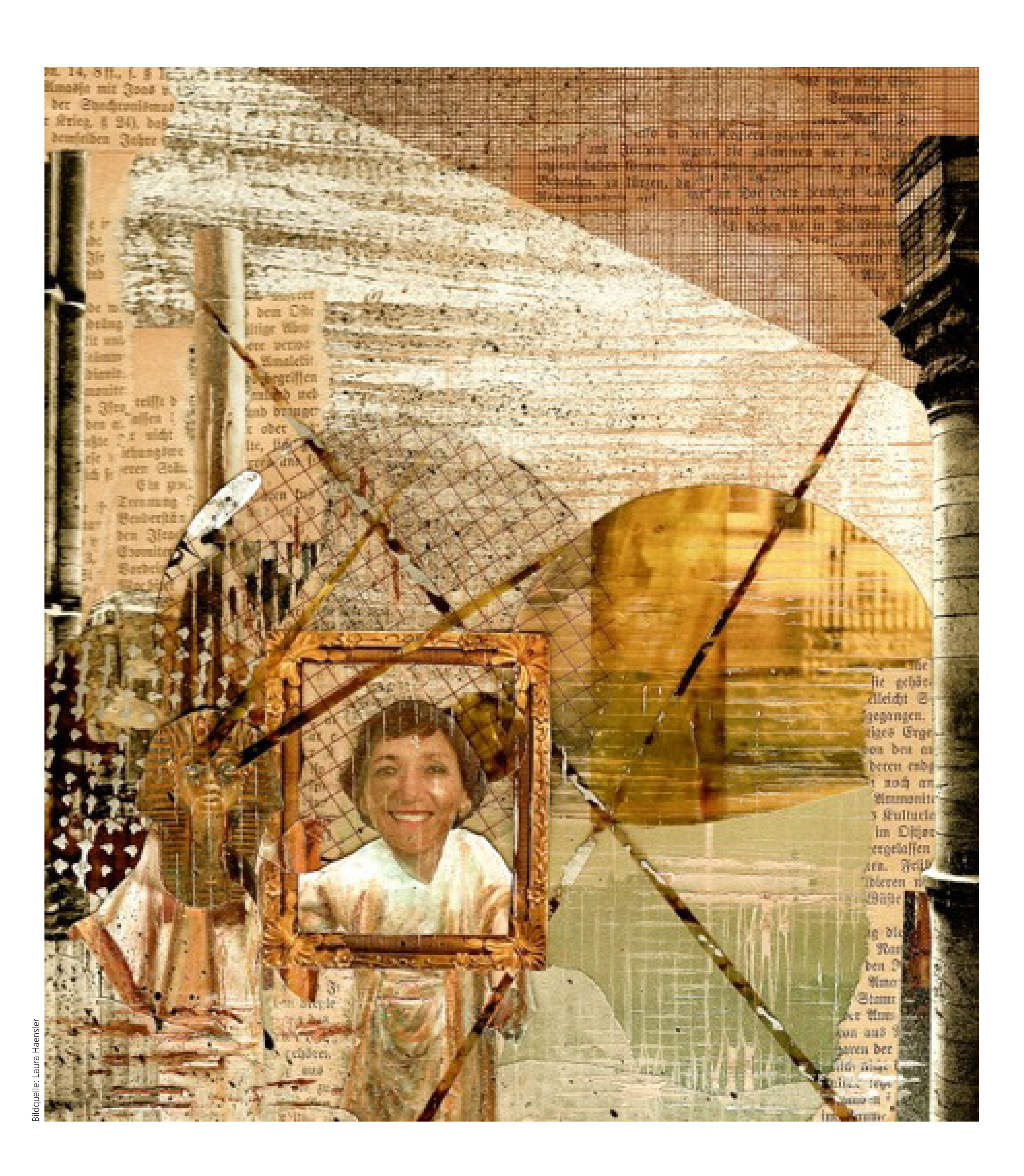
Hatten Sie Vorbilder, die Ihren beruflichen Werdegang geprägt haben?
Am Philosophischen Seminar der Universität Mannheim pflegte man seinerzeit eine sehr anregende Form der geduldigen und zeitintensiven Erschliessung philosophischer Texte, die unsere Aufmerksamkeit auf Gedankenführung, Argumentation, Logik und philosophische Gesprächsführung lenkte. Die Seminare waren klein und konzentriert. Das hat uns Studenten sehr bereichert und uns grosse Freude gemacht. In Mannheim lehrte damals noch Professor Martin Irle als Sozialpsychologe und bot ungemein stimulierende Oberseminare im Bereich der experimentellen Attitüden- oder Einstellungsforschung an. Oft waren auch internationale Forscher auf diesem Gebiet zu Vorträgen und Diskussionen eingeladen.
In der psychoanalytischen Weiterbildung lernte ich besonders viel von Professor Ulrich Streeck, der in der Supervision unser Verständnis für die Bedeutung der konkreten, direkten Interaktion weckte.

Wie sähe die Fächerkombination aus, wenn Sie jetzt einen dritten Studiengang beginnen würden?
Da bräuchte ich erst einmal gründliche Berufs- und Eignungsberatung, um einschätzen zu können, ob ich Aussichten hätte, ein Biologiestudium oder etwas im Bereich der Umwelt- oder Klimawissenschaften halbwegs passabel zu absolvieren.

Nehmen wir an, Sie hätten nicht die Möglichkeit gehabt, ein Studium in Angriff zu nehmen. Was glauben Sie, wie Ihr beruflicher Werdegang dann verlaufen wäre?
Ich hätte mich bei ausreichend Mut vielleicht um eine Ausbildung als Theatervisagistin, Szenografin oder Bühnenbildnerin bemüht; aber auch solche Ausbildungsgänge binden sich zum Teil an ein Kunsthochschulstudium. Leider bin ich handwerklich eine Niete, daher kann ich die Idee Gärtnerin und Gartenbau nur mit etwas Verlegenheit vorbringen – ebenso Mode, Kleidung, Ausstattung für Ältere und Alte.

Das Wichtigste zum Schluss: Zum ersten Mal soll die ganze Bibel verfilmt werden und der Regisseur möchte Sie unbedingt als Schauspielerin gewinnen. Welchen Part würden Sie wählen und weshalb?
Joseph. Im Traumdeuten bin ich nicht schlecht. Joseph weiblich? Wie kommt man da im Ägyptenland durch die Hungerzeiten? Und würde der Pharao mich heiraten wollen? Würde dann aus der Josephsgeschichte etwas, das sich mit dem Grimmschen Märchen von der klugen Bauerntochter vergleichen liesse? ■

Steckbrief
Brigitte Boothe, Prof. Dr. phil., Dipl. Psych., absolvierte ihr Erststudium in Philosophie, Germanistik und Romanistik an der Universität Mannheim und studierte danach Psychologie an der Universität Bonn. An der Universität Aachen promovierte sie im Fach Philosophie zum Thema *Wittgensteins Konzepte der Beschreibung und der Lebensform* und habilitierte über Sprache und Psychoanalyse an der Medizinischen Fakultät der Universität Düsseldorf. Brigitte Boothe absolvierte Weiterbildungen in Gesprächspsychotherapie, Psychodrama und Psychoanalyse (DPG, DGPT). Von 1990 bis Februar 2013 war sie Inhaberin des Lehrstuhls für Klinische Psychologie, Psychotherapie und Psychoanalyse an der Universität Zürich. Publikationsschwerpunkte zur Psychoanalyse der Weiblichkeit, Kommunikation und Narration in der Psychotherapie und zur Psychologie des Wünschens.



Bildquelle: Laura Haensler

Celebrity endorsement als wirksame Marketingstrategie

Ein Kompromiss zwischen Persönlichkeit und Werbezweck?

Ob *Nespresso, Tag Heuer* oder *Mastercard* – sie alle tun es. Die Integration von bekannten Gesichtern in die Werbung ist nichts Ungewöhnliches. Für das Jahr 2012 wird der Erlös durch Werbemassnahmen in der Medien- und Unterhaltungsindustrie auf 449 Milliarden Dollar geschätzt, wonach ein grosser Anteil dessen dem Einsatz von Celebrities zuzutragen ist (Plunkett Research, 2012). Bei einer Summe dieses Ausmasses gilt es den Nutzen beider Parteien – Werbeträger als auch Unternehmen – und die daraus hervorgehenden Resultate näher zu betrachten.

Von Theresa Geck

Was steckt dahinter?

Bereits 1920 fanden die ersten berühmten Persönlichkeiten ihren Weg in die Werbeindustrie, damals um die Kampagnen für die Präsidentschaftswahl in den Vereinigten Staaten zu unterstützen. Zu diesem Zeitpunkt entdeckten Marketingstrategen die Wirksamkeit, die das Werben mit berühmten Personen auf den Erfolg eines Produktes oder den Marktwert eines Unternehmens haben kann. Seitdem scheint der Einsatz dieses sogenannten «Celebrity endorsement» immer mehr Zuspruch gefunden zu haben. Um diese Strategie genauer zu betrachten, sollte vorab der Begriff «Celebrity» eingegrenzt werden. Hierbei handelt es sich nicht um die Bezeichnung jeglicher Personen, die in der Öffentlichkeit stehen, sondern gemeint sind Personen, die für eine besondere Fähigkeit in einem speziellen Gebiet bekannt sind, welche ihnen das Interesse der Öffentlichkeit eingebracht hat (Pringle & Benit, 2005). Ebenfalls eingeschlossen sind Persönlichkeiten wie Tiger Woods, die laut *Forbes* oder *The New York Times* nicht nur bekannte Persönlichkeiten sind, sondern einen eigenständigen Markennamen verkörpern (DiCarlo, 2004; Creswell, 2008). Dies kann beispielsweise durch den Vertrieb von Produkten unter deren Namen umgesetzt werden und zu einer Erhöhung des Marktwerts führen. Nach McCracken (1989) bezieht sich der Begriff «Celebrity endorser» auf «jedes Individuum, das die öffentliche Anerkennung geniesst und diesen Wiedererkennungswert zu Gunsten eines Konsumprodukts nutzt, indem es mit ihm in der Werbung erscheint» (S. 310). Im Folgenden wird zur einheitlichen Begriffsverwendung die Bezeichnung Werbeträger, anstatt «Celebrity endorser» benutzt.

Die Strategie

Laut Marshal Cohen, Chef-Industrieanalytiker des Konsumforschungsunternehmens *NPD Group*, erreichen jeden Konsumenten täglich 3'156 Werbenachrichten (Creswell, 2008). Viele davon werden aber nicht bewusst wahrgenommen, weshalb die Anzahl tatsächlich wahrgenommener Werbebotschaften deutlich geringer eingeschätzt wird. Unbewusst werden laut Cohen ungefähr 150 Bilder pro Tag registriert. Verhaltenswirksam werden davon jedoch lediglich 1 Prozent, also etwa 30 Bilder. Oft wird vergessen, dass zu den Werbenachrichten auch jegliche Aufschriften gehören – sei es das *SBB-Logo* auf dem Zug oder die Bezeichnung auf der Zahnbürste. Die grosse Menge an Informationen, mit der Konsumenten täglich konfrontiert werden, erschwert es den Unternehmen, sich wirklich im Gedächtnis der potenziellen Käufer zu verankern. Ihre Herausforderung besteht darin, dem Rezipienten ins Auge zu springen und in Erinnerung zu bleiben. Eine Möglichkeit diese Herausforderung zu meistern, bietet die Methode des «Celebrity endorsement». Obwohl es scheint, als würde die Masse an Werbebotschaften mittels berühmter Persönlichkeiten bereits weit verbreitet sein, konnten Carlson und Donavan (2008) zeigen, dass in lediglich 20 Prozent der Werbemassnahmen «Celebrities» eingesetzt werden. Daraus lässt sich schliessen, dass der Einsatz dieser Werbemassnahme noch als aussergewöhnlich angesehen werden kann und sich damit die Chancen, einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen, erhöhen.

Glaubwürdigkeit und Attraktivität spielen in der Werbung eine grosse Rolle zur Unterstreichung der Botschaft des Produkts (Kahle & Kahle, 2006). Besonders Emotionen, die ein bekanntes Gesicht hervorzurufen vermögen, werden auf das Produkt übertragen. Durch die wiederholte Assoziation des Stars mit dem Produkt, sollen die Gefühle zu diesem Star auf die Marke transferiert werden. Sieht man sich diesen zwei Stimuli öfters ausgesetzt, führt dies zu einer Aktivierung von Erinnerungsknoten (Till & Shimp, 1998, zit. nach Domjan & Burkhard, 1986; Klein, 1991; Martindale, 1991; Rummelhart, Hinton & McClelland, 1986), wodurch wiederum die Wahrscheinlichkeit steigt, dass der Konsument sich langfristig an die Marke erinnern wird.

Da es nicht möglich ist, jeden Konsumenten persönlich von der Produktqualität zu überzeugen, muss eine Alternative gefunden werden. Und hier kommen die Prominenten ins Spiel. Sie sollen deutlich machen, dass das Produkt nicht nur qualitativ überzeugt, sondern auch Vertrauen in die Marke wecken und die Konsumenten dadurch zum Kauf und langfristiger Markensympathie bewegen. Erforderlich hierfür ist, dass der Repräsentant des Produktes sorgfältig ausgewählt wird. Schliesslich steht er vor der Herausforderung, einen «positiven Halo-Effekt hervorzurufen, der Konsumenten zustimmen lässt, eine Verbindung mit der Marke einzugehen» (Pringle, 2004, S. 72) und die Emotionen, die gegenüber dem Repräsentanten empfunden werden, auf die Marke selbst zu übertragen.

Möglichkeiten der Werbeträger

Abgesehen von der visuellen Vermarktung durch Plakate, Werbespots, Live-Kampagnen oder Auftritte gibt es auch die Möglichkeit der akustischen Kommerzialisierung des «Celebrity endorsement». Darunter sind Werbemittel wie beispielsweise ein Radiospot zu verstehen, die vertraute Stimmen einsetzen, um die Werbebotschaft vorzutragen. Prominente wie Julia Roberts (AOL) machen schon seit Jahren von dieser Methode Gebrauch, ohne dass es dem Verbraucher zwingend bewusst ist (Stampler, 2012). Damit beugen sie nicht nur einer Imageschädigung durch Misserfolg der Werbemassnahme vor, sie profitieren auch vom deutlich reduzierten Zeitaufwand und dem parallelen finanziellen Ausgleich durch den Verleih ihrer Stimme. So tritt George Clooney als Markenbotschafter von *Nespresso* zwar tatsächlich in mehreren Werbespots auf (Nestlé Nespres-



Bildquelle: Adrian Oesch

se SA, 2013), um aber einen Konflikt mit anderen Werbepartnern aus der Lebensmittelbranche nicht zu provozieren, verleiht er lediglich seine Stimme an die Anbieter *AquaFina* und *Budweiser*. An dieser Stelle könnte den Stars unterstellt werden, dass sie nicht hinter dem beworbenen Produkt stehen und einen Kompromiss eingehen, um den Werbeauftrag zu erhalten. Denn die vorrangigen Ziele – die Besserung des Ansehens in der Öffentlichkeit und die Erhöhung ihres Marktwerts – wären somit erfüllt (Pringle, 2004). Dadurch steigt aus Sicht der Stars die Verlockung, einen Werbeauftrag anzunehmen und einen möglichen inneren Konflikt in Bezug auf das Produkt zu vernachlässigen.

Ziele aus Unternehmerperspektive

Aus einer Erhebung des *Institute of Practitioners in Advertisting* (IPA) aus dem Jahr 2010 geht hervor, dass die primäre Absicht aus Unternehmerperspektive darin liegt, den Marktanteil zu vergrössern. Mit der eingesetzten Werbung ist in erster Linie das Ziel verbunden, dem Konsumenten den Markenwert zu vermitteln, gefolgt davon, den Bekanntheitsgrad der Marke zu steigern (IPA, 2010). Dies sollte vor allem vom Konsumenten positiv gewertet werden, denn es zeigt, dass die Unternehmen nicht bloss darauf fixiert sind, ihre Produkte loszuwerden. Sie zeigen Bemühungen, den Wünschen der Kunden gerecht zu werden, um damit um deren Zuneigung zu werben und eine langfristige Kundenbindung zu schaffen. Um eine Marke in dieser schnelllebigen Zeit mit wachsenden qualitativen Ansprüchen und politischen, sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen zu etablieren, sollten sich Marketingabteilungen darauf konzentrieren, im Kunden Sympathie für ihr Produkt zu wecken und mehr Bekanntheit und Konsistenz zu erlangen (Pringle, 2004, S. 72). Diese drei zusammenhängenden Faktoren können durch den Einsatz von berühmten Personen verstärkt werden. Denn gutes «Celebrity endorsement» zeichnet sich unter anderem durch die Verknüpfung der Marke mit dem Image des Stars aus, um damit Kontrollierbarkeit, Glaubwürdigkeit und Attraktivität zu vermitteln. Diese Faktoren erwiesen sich in der Einflussnahme des Werbeverantwortlichen als besonders bedeutend (Kelman, 1961).
Dem Werbeträger wird dadurch grosse Verantwortung übertragen. Er soll nicht nur seinen Auftrag verlässlich erfüllen, beabsichtigt ist vor allem, Vertrauen im Konsumenten zu wecken oder zu verstärken.

Effekte und Fazit

Das Ermessen, in welchem Ausmass der Einsatz eines Prominenten die Werbeergebnisse tatsächlich beeinflusst hat, liegt selbstverständlich beim Auftraggeber. Allerdings gibt es auch die Möglichkeit, den Effekt objektiv in einer Gegenüberstellung mit anderen Werbestrategien beurteilen zu lassen. Um aussagekräftige Vergleiche aus den Ergebnissen ziehen zu können, wurden die Informationen und Prozentzahlen im nachfolgenden Absatz den Statistiken der IPA Datenbank Online entnommen.
Es dürfte den Leser wenig verwundern, welche Branchen beim Einsatz von Werbeträgern vorne liegen, denn es handelt sich um die Industrien der Grundgüter Nahrung (29 Prozent Marktanteil) und Kleidung (14 Prozent). Etwas abgeschlagen verteilt sich der restliche Marktanteil gleichmässig auf Sektoren wie Telekommunikation, Treibstoffe, Finanzservice und Unterhaltungsindustrie. Überraschenderweise macht nicht nur das Luxussegment Gebrauch von dieser Werbemassnahme. Mit einem Anteil von 60 Prozent handelt es sich meistens um Marken aus der mittleren Preisklasse. Dass diese Marketingstrategie ihren Zweck erfüllt, dürfte nicht nur an den hohen Gagen der Werbeträger erkennbar sein, sondern auch daran, dass Unternehmen mit führendem Marktanteil «Celebrity endorsement» am häufigsten einsetzen. Dabei könnte sich möglicherweise die Frage, welche Werbemassnahmen sie vor Erreichung dieser Position eingesetzt haben, erübrigen.
Grund zur Annahme, dass «Celebrity endorsement» wirksam ist, liefert die Einflussnahme auf das Verhalten und die Markenbekanntheit, die bei dieser Strategie laut IPA erwiesenermassen am höchsten ist. Kann das Verhalten verändert werden, erweist sich die Massnahme folglich als effektiv. Unternehmen sehen hier das meiste Potenzial, den Konsumenten dazu zu bewegen, das Produkt zu kaufen. In Anbetracht der Attraktivität, die Celebrities dem Produkt verleihen können und des Einflusses, den sie auf Konsumenten haben, wird diese Marketingstrategie auch in Zukunft weiter Wachstum erfahren, da es ein effektiver Weg ist (Pringle, 2004, S. 73), um den Kunden zu überzeugen.
Wie sich aus diesen Resultaten ableiten lässt, ist die Unterstellung, die Unternehmungsabsicht beschränke sich lediglich auf Expansion und Gewinnstreben, nach Meinung der Autorin nicht angebracht. Das Blickfeld ist deutlich weiter gerichtet: Kundengewinnung, Kundenbindung und auch Einstellung gegenüber der Marke scheinen wichtige Faktoren aus Unternehmerperspektive zu sein. Deren Fokus richtet sich nicht nur auf den finanziellen Aspekt, auch wenn dieser letztendlich ebenfalls davon profitieren kann. ■

Zum Weiterlesen
Pringle, H. (2004). *Celebrity Sells*. Chichester: John Wiley & Sons.

«Eigentlich bin ich ganz anders, nur komme ich so selten dazu.»

Eine interdisziplinäre Auseinandersetzung mit dem Zitat Ödön von Horvàth

Karl Popper vermutete bereits, dass «das Ich nicht ein ‚reines Ich' ist [...]. Es ist vielmehr unglaublich reich. [...]Und es verdankt diese Ichheit weitgehend der Wechselwirkung mit anderen Personen [...] Und das alles steht in enger Wechselwirkung mit der ungeheuren ‚Aktivität', die im Gehirn des Ich stattfindet» (Eccles, 1989, S. 349). Diese Annahmen sollen im folgenden Artikel aus verschiedenen Forschungsperspektiven betrachtet werden.

Von Antonia Kreibich, Fabienne Meier und Katharina Szybalski

Der österreichisch-ungarische Schriftsteller Ödön von Horvàth (1901-1938) nennt als Ziel seiner Arbeit die «Desmaskierung des Bewusstseins» (Wilhelm, 1972, 647f). In der Tat erzählen seine Werke von deprivierten, entfremdeten Gesellschaften und deren Rolle in fundamentalistischen oder faschistischen Entwicklungen. Horvàths Zitat «Eigentlich bin ich ganz anders, nur komme ich so selten dazu» soll im Folgenden Anlass sein, das ICH, das Anderssein als die Anderen und das Nicht-dazu-kommen, ICH zu sein, aus psychologischer Sicht zu erörtern. Wie kann das ICH konzipiert werden? Welche Rolle spielen dabei die Anderen? Und welche Auswirkungen hat es, «anders» zu sein und ist Anderssein per se schlecht?

Unter Berücksichtigung unterschiedlicher Perspektiven, sowohl sozialwissenschaftlicher, neurologischer als auch philosophischer Natur, soll in diesem Artikel eine Betrachtung des Selbst und der von Horvàth betonten Rolle des sozialen Umfelds versucht werden.

In den folgenden Abschnitten wird das Zitat aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet. Dabei soll beantwortet werden, was das ICH überhaupt ist, wann das ICH anders ist als gewöhnlich und warum das ICH so selten dazu kommt, sein wahres Gesicht zu zeigen.

Wie entwickelt sich das ICH?

Sowohl das Selbst, welches das ICH-bezogene Wissenssystem einer Person darstellt, als auch die Persönlichkeit, welche sich durch relativ zeitstabile Eigenschaften auszeichnet, entwickeln sich über die gesamte Lebensspanne. In den ersten Jahren des Lebens manifestieren sich das Wirksamkeitserleben und die Intentionalität des Kindes. Des Weiteren nehmen Selbstpermanenz, -erkenntnis und -narration zu. Das aktive Herausbilden der eigenen Person steht in der Selbstentwicklung des Jugendlichen im Mittelpunkt. Bei einem erfolgreichen Verlauf führt dies zu einer hohen Autonomie im Erwachsenenalter. Allerdings können kritische Lebensereignisse oder kognitive Defizite bedingen, dass auch im höheren Alter Anpassungsprozesse notwendig sind. Solche Prozesse tragen dazu bei, dass sich die Persönlichkeit mit zunehmendem Alter stabilisiert. Dem Selbst hingegen wohnt durch den immerwährend neuen Erwerb von Wissen ein enormes Veränderungspotential inne, welches durch den menschlichen Willen, dem eigenen Selbst treu zu bleiben, ausgeglichen wird (Hannover & Greve, 2012).

Wo sitzt mein ICH?

Die Unterscheidung von Selbst und Persönlichkeit taucht ebenso in der Neurowissenschaft auf. Sie nimmt den klassischen Fall Phineas Gage als Beweis dafür, dass neuronale Veränderungen – vornehmlich des Frontalkortex – einen Einfluss auf die Persönlichkeit haben können. Nach Annahmen der Neurologie liegt die Vermutung also nahe, dass das Gehirn als biologisches Substrat unseres ICHs verstanden werden kann (Eccles, 1989). In Bezug auf das Selbst ist Gerald Edelmann's Modell des «Neuronalen Darwinismus» eine der bedeutendsten Theorien. Die Faktoren Bewusstsein, ICH- versus Weltwahrnehmung und das Selbst bilden die Selbstorganisation im Gehirn. Das Bewusstsein steht im engen Zusammenhang mit dem Selbst. Die Fähigkeit des Bewusstseins besteht darin, zwischen dem ICH und der Welt zu diskriminieren. Das Selbst hat dabei die Funktion, die adaptive Homöostase zu sichern, also das ICH und die Welt nach ihrer Bedeutung für das Bewusstsein zu gewichten und auszugleichen. Das gelingt durch die Aktivierung homöostatischer Hirnareale. Dazu gehören der Hirnstamm, die Brückenkerne, die Retikulärformation, der Hypothalamus, die Amygdala, das Septum pellucidum und der Fornix, sowie deren Verbindungen zum prälimbischen Frontalkortex (Modell, 1996).

> *«The person becomes the thing he is described as being»*
> – (Gove, 1980, S. 9)

Woher weiss ich, wer ich bin?

Das Selbstkonzept benötigt nach Filipp (1979) für den Aufbau und die Entwicklung fünf Quellen selbstbezogenen Wissens. Die Beobachtung des eigenen Verhaltens bezeichnet Filipp als «reflexive Prädikatenzuweisung», da dadurch Rückschlüsse auf die eigene Person gezogen werden. Die «direkte Prädikatenzuweisung» erfolgt durch Aussagen von Interaktionspartnern, die das eigene Selbstkonzept betreffen. Die «indirekte Prädikatenzuweisung» hingegen erfolgt durch die Beobachtung und Deutung der Reaktionen von Interaktionspartnern auf das eigene Verhalten. Während die «komparative Zuweisung» durch den Vergleich mit anderen erfolgt, bestimmt das Beurteilen vergangenen Verhaltens und das Nachdenken über zukünftiges, die «ideationale Prädikatenzuweisung». Der Stellenwert einer sozialen Gruppe für die Entwicklung des Selbstkonzeptes wird deutlich, da sowohl die direkte, die indirekte als auch die komparative Prädikatenzuweisung nach der Existenz eines sozialen Gegenübers verlangen.

Kein ICH ohne die Anderen

Das ICH hängt von der Existenz einer sozialen Gruppe ab, die sich ausserhalb des ICHs befindet und es wahrnimmt, spiegelt und bewertet. Eine soziologische Herangehensweise zur Erklärung von Abweichung ist der Etikettierungsansatz von Tannenbaum. «The person



Bildquelle: Antonia Kreibich

becomes the thing he is described as being» (Gove, 1980, S. 9). Die primäre und die darauf folgende sekundäre Abweichung (deviation) eines ICHs von den Anderen bilden die Hauptelemente der Theorie. Während die Primäre das allgemeine Abweichen beschreibt, wohnt der Sekundären eine viel grössere Bedeutung inne. Es geht dabei um die Interaktion zwischen dem Verhalten einer Person und der Reaktion anderer auf das gezeigte Verhalten. Nur durch diese Reaktion, bei der dem Verhalten ein Etikettierungsansatz als «abweichend» zugeschrieben wird, kommt es zu wiederholt abweichendem Verhalten der beurteilten Person, welches als Anpassung, Verteidigung oder Gegenattacke fungiert. Die Anderen beeinflussen damit nicht nur die Organisation des Selbst, sondern können ebenso im Sinne der Sich-Selbsterfüllenden Prophezeiung nach Merton (1948) die Grundlage dafür bilden, dass man überhaupt merkt, dass man eigentlich ganz anders ist. (Gove, 1980).

Eine Hypothese, die kontextbedingte Unterschiede im Verhalten erklärt, ist das Konzept der sozialen Rollen. Rollen bezeichnen hier Verhaltenserwartungen, nach denen sich Inhaber einer bestimmten Rolle richten. Dabei können zwei Arten von Konflikten entstehen: der Interrollenkonflikt und der Intrarollenkonflikt. Ersterer entsteht durch die gleichzeitige Besetzung mehrerer Rollen durch eine einzige Person. Die unterschiedlichen Verhaltenserwartungen können dabei konfligieren. Der Intrarollenkonflikt hingegen beschreibt die Flexibilität innerhalb einer Rolle in Abhängigkeit davon, wer mit dem Rolleninhaber interagiert (Rechtien, 2003).

Der zugrunde liegende Mechanismus wird in der Selbstkategorisierungstheorie von Turner (1982) beschrieben. Dabei wird zwischen einer persönlichen und einer sozialen Identität unterschieden. Während die persönliche Identität die Abgrenzung von Anderen beschreibt, wird bei der sozialen Identität die Identifikation mit einer Gruppe im Unterschied zu einer Fremdgruppe betont. Die treibende Kraft für Gruppenverhalten bezeichnet man als Depersonalisation, bei der die soziale Identität im Gegensatz zur persönlichen salient wird. Wird hingegen die persönliche Identität salient, spricht man von der Personalisation, welche individualistisches Verhalten fördert.

Warum komme ich so selten dazu?

Basierend auf oben dargelegten Konzeptionen wird nun folgendes Modell angenommen: Die Wahrscheinlichkeit, sich anders zu verhalten steigt, je grösser die Diskrepanz zwischen dem ICH und der Welt – also den Anderen, dem sozialen Umfeld – ist.

Mit der stetigen Ausweitung des Tertiärsektors gewinnt die Kommunikation zwischen Individuum und Gruppe im beruflichen Umfeld zunehmend an Bedeutung. Nach David McClelland (1917-1998) existieren drei zentrale Motivatoren: das Macht-, Anschluss- und Leistungsmotiv. Ebenso besitzt jeder Mensch eine implizite bzw. unbewusste und explizite bzw. bewusste Variante dieser Motive. «There are two qualitatively different kinds of human motivation» (McClelland et al., 1989, S. 252). Während implizite Motive affektgesteuert sind, werden explizite Motive kognitiv verankert. Eine Übereinstimmung zwischen diesen beiden Motiven führt zu einer Motivkongruenz. Eine Motivinkongruenz hingegen endet in reduzierter Lebenszufriedenheit (Hofer & Chasiotis, 2003) oder etwaiger psychosomatischer Beschwerden (Baumann et al., 2005).

Es wird deutlich, dass Motivinkongruenz im Beruf ein Risiko für Diskrepanzen zwischen dem ICH und der Welt bzw. dem Arbeitsumfeld sein kann und damit die Wahrscheinlichkeit stark erhöht ist, sich oft anders zu verhalten, als man eigentlich möchte. Eine chronische Motivinkongruenz kann somit über die Jahre zu chronischem Stress führen (Baumann et al., 2005).

Die Diskrepanz zwischen dem ICH und der Welt ist ebenso bedeutsam bei der Zugehörigkeit zu einer Minderheit, beispielsweise einer politischen oder ethnischen: Herrscht in Bezug auf eine bestimmte ethnische Gruppe ein Stereotyp, so besteht die Gefahr, diesen in Form von Selbstcharakteristika zu bestätigen. Steele und Aronson (1995) definierten diesen Effekt als «stereotype threat». Getestet wurde der Effekt mit Studierenden europäischer versus afroamerikanischer Herkunft, die alle einen standardisierten Test durchführen sollten. Wurde vor dem Test angekündigt, dass Afroamerikaner normalerweise schlechter abschnitten, kam es zu einer Selbsterfüllenden Prophezeiung: Sie schnitten tatsächlich schlechter ab. Wurde die Rolle der Gruppenzugehörigkeit vorher nicht betont, ergaben sich keine signifikanten Unterschiede zwischen den Testresultaten der beiden Gruppen. Dieser Effekt wurde in zahlreichen Experimenten repliziert (Nguyen und Ryan, 2008) und ist ein Beispiel dafür, auf welche Weise die Anderen das ICH beeinflussen können. Dem Stereotyp entsprechende schlechte Leistungen können über Prozesse der internalen Attribution fälschlicherweise der eigenen Persönlichkeit zugeschrieben werden (Koch, Müller und Sieverding, 2008).

Selbstwirksamkeit

Albert Bandura führte 1977 das Konstrukt der Selbstwirksamkeit ein, welches die wahrgenommene Wirksamkeit und persönliche Kontrolle einer Person beschreibt. Selbstwirksamkeitserwartungen müssen von Ergebniserwartungen differenziert werden. Die Überzeugung und das Ausüben einer eigenen Fähigkeit stehen somit der Erwartung entgegen, dass eine Zielerreichung unter Zuhilfenahme solcher Ressourcen auch möglich ist. Empirisch konnte ein positiver Zusammenhang zwischen Selbstwirksamkeitserwartungen und der Bewältigung traumatischer Ereignisse sowie der beruflichen Leistung gezeigt werden.

«Evolutionsbiologisch könnte man die Fähigkeit der Anpassung des Selbst, also die Fähigkeit anders zu sein, als man eigentlich ist, als Überlebensleistung des Homo Sapiens verstehen.»

Nicht nur der berufliche oder sozio-politische Kontext spielt eine Rolle bei der Entwicklung von Diskrepanzen zwischen dem ICH und der Welt. So kann man sich auch gegenüber dem Wissenssystem des eigenen ICH inkongruent verhalten. Festingers Dissonanztheorie (1957) erklärt dies folgendermassen: Die Unterschiede zwischen einer kognitiven Einstellung und eines erfahrenen Wissens kann Dissonanz erzeugen. Am Beispiel Rauchen lässt sich dies veranschaulichen: Die kognitive bejahende Einstellung steht dabei im Gegensatz zum Wissen um die Schädlichkeit. Die persönliche Einstellung, das Wissen um das eigene ICH – zum Beispiel um ein geringes Selbstbewusstsein – kann somit im Kontrast zum erfahrenen Wissen, etwa den Werten einer sozialen Gruppe stehen. Unsicher und unzufrieden sein steht hier der Vorstellung gegenüber, dass nur selbstbewusste und laute Menschen im Leben beachtet werden könnten. Als dissonanzlösende Strategien könnten die Neubewertung des Verhaltens, die Abwehr der dissonanten Informationen oder die Änderung des Verhaltens gewählt werden. Somit kann durch eine selbstwahrgenommene ICH-Welt-Diskrepanz eine Dissonanz entstehen, die zu einer Änderung des Verhaltens führt. Die Wahrscheinlichkeit, sich ICH-inkongruent zu verhalten, steigt.

Die Fähigkeit, eine anderes ICH in der Gruppe zu sein

Im Verlauf dieses Artikels wurde das «Anderssein» und «Nicht-dazu-kommen» vornehmlich in einem negativem Licht betrachtet. Bei erweiterter Perspektive kann das «Anderssein» auch als Fähigkeit angesehen werden. Anhand von Brandstätters Akkomodations-Assimilations-Modell (2007) lässt sich dies veranschaulichen: Wenn die vorhandene Identität mit neuen identitätsrelevanten Informationen konfrontiert wird, können diese entweder in ein vorhandenes Schema des Selbst eingebaut werden (Assimilation) oder die vorhandenen Schemata werden umgebaut, um nicht mehr in Widerspruch mit neuen Informationen zu stehen (Akkomodation). Der häufigere Vorgang, vor allem bei jüngeren Menschen, ist die Assimilation. Dieser trägt indirekt zur Stabilität des ICHs bei. Unter gewissen Voraussetzungen kann es allerdings sein, dass die Wirklichkeit akzeptiert, das Schema akkomodiert und das Selbstkonzept der Realität angepasst werden muss (Künzel-Schön, 2000). Paradoxerweise nimmt mit dem höheren Lebensalter auch die intraindividuelle Stabilität der Persönlichkeit zu. Sowohl Befunde zur Stabilität als auch zur Flexibilität der Persönlichkeit sind empirisch belegt worden (Greve, 2007). Es ist dem ICH also offenbar immanent, dass es der Person zugleich stabil erscheint und flexibel anpassungsfähig an verschiedene Herausforderungen und Umwelten.

Auch die Arbeits- und Organisationspsychologie findet positive Seiten in der Flexibilität des ICHs. Wiese und Kollegen (2010) führen in ihrem Artikel zur Berufs-Familien-Interaktion einige positive Effekte bei vorherrschender Selbstkomplexität und mehreren selbstdefinierenden Lebensbereichen an. So hat eine höhere Anzahl solcher Bereiche einen dämpfenden Effekt auf Gesundheitsprobleme im hohen Alter (Freund und Smith, 1999) und es liegen Ergebnisse vor, die einen stressreduzierenden Einfluss einer breiten Selbst-Variabilität auf depressive Symptome (Linville, 1987) und generell als Stress-Puffer nahelegen (Rothermund und Meininger, 2004).


Bildquelle: Caty Yiying Zhao

Evolutionsbiologisch könnte man die Fähigkeit der Anpassung des Selbst, also die Fähigkeit, anders zu sein, als man eigentlich ist, als Überlebensleistung des Homo Sapiens verstehen. Umwelten verändern sich und es macht Sinn, dass eher Phänotypen überleben, die adaptiv damit umgehen können (Workman und Reader, 2008). Dem äusseren Erscheinungsbild kommt beim Thema Anderssein eine immense Bedeutung zu. Das sofortige Erkennen, dass jemand anders ist, dient zur Ordnung einer komplexen sozialen Umwelt in Gruppen und damit zu unserem Schutz in dieser Umwelt. Ein zeitgemässes Beispiel wären Tattoos verschiedener Strassengangs: Gehört man zur einen Gang, ist es wichtig, die anderen von den eigenen Mitgliedern zu unterscheiden. In diesem Beispiel kann dies, ganz im darwinistischen Sinn, über Leben und Tod entscheiden (Csikszentmihalyi, 1993). Des Weiteren kann es ein Vorteil für das Individuum sein, sich innerhalb der eigenen Gruppe deutlich abzugrenzen, um Möglichkeiten auszunutzen, welche die Mehrheit der Gruppe noch nicht entdeckt hat. Man nennt diesen Prozess auch «niche fitting» (Workman und Reader, 2008). Ein Ökonom würde dies vielleicht als eine Marktlücke im sozialen System bezeichnen.

Stressreduktion

Auch chronischer Stress kann ein Grund dafür sein, nur schwer man selbst sein zu können. Stress meint hier, dass die subjektiv wahrgenommenen Belastungen und die Verarbeitung dieser aus dem Gleichgewicht gekommen sind und dies als Bedrohung für das ICH wahrgenommen wird. Ausserdem herrscht das Gefühl des «Nicht-mehr-bewältigen-könnens» vor. Auch körperlich zeigt sich eine organische Reaktion. Die subjektive Wahrnehmung korreliert mit der Fähigkeit, aus eigener Kraft, also ohne therapeutische Hilfe, den Stress zu bewältigen. (Bernhard & Wermuth, 2011). Beim MBSR-Training (Mindfulness-Based Stress Reduction) steht vor allem die nichtwertende Beobachtung aller Körperempfindungen wie Emotionen, Sinneswahrnehmung und Stimmungen im Vordergrund. Das Training ist ein achtwöchiges Interventionsprogramm, das viel Eigeninitiative beansprucht und sowohl bei psychosomatischen Krankheiten als auch bei von Stress geplagten Personen Anwendung findet (Kabat-Zinn, 2011). In Bezug auf die Aufmerksamkeitsfähigkeit und das Stressempfinden scheint es sich hierbei um ein effizientes Training zu handeln (Baer, Carmody & Hunsinger, 2012).

Ich, Ihr und die Anderen

Das ICH ist kein einheitliches Konstrukt. Die verschiedenen Fachrichtungen konzipieren es unterschiedlich und ordnen ihm diverse Komponenten und anatomische Substrate zu. Bei gewissen Aspekten herrscht allerdings Einigkeit: Das ICH besteht aus mindestens zwei Komponenten, wobei eine eher stabil (Persönlichkeit), die andere eher flexibel (Selbst) ist. Ebenfalls einig ist man sich darüber, dass das ICH sich immer nur gegenüber einer Aussenwelt manifestieren kann. Das ICH existiert in der Gesellschaft. So hat es auch Horvàth in seinen Werken immer wieder geschildert. Besonders prägnant wird es in seinem Roman «Jugend ohne Gott», in dem die Gesellschaft eine Ansammlung ununterscheidbarer Individuen zu werden droht und das Anderssein im Sinne eines Abweichens von der Masse durch das faschistische Regime radikal abgelehnt wird. Seine charakterstarken, aufstrebenden Protagonisten stehen im Gegensatz zur feigen, geizigen angepassten Masse. Die Kirche, der Faschismus, die Jugend – es gibt verschiedene Mechanismen, die zur Gestaltung des ICHs in seiner Lebenswirklichkeit beitragen. Dazu wurde in diesem Artikel der Etikettierungsansatz angeführt, der als Erklärung für die Konstruktion des ICHs und des Andersseins hinzugezogen werden kann. In der Gesellschaft nehmen wir demnach verschiedene Rollen ein. Das ICH wird konfrontiert mit mannigfachen Erwartungen, die von uns selbst und den von uns besetzten Rollen und Gruppen an uns herangetragen werden. Um diese Erwartungen in Einklang zu bringen und gleichzeitig die Diskrepanz zwischen dem ICH und der Welt gering zu halten, ist es von grosser Bedeutung, über ein flexibles, anpassungsfähiges ICH zu verfügen – also gegebenenfalls «eigentlich ganz anders» sein zu können. ■

Zum Weiterlesen

Eccles, J.C. (1989): *Die Evolution des Gehirns – die Erschaffung des Selbst.* Piper: München.
Wilhelm, G. (1972): Ödön von Horvath. In: Duncker und Humblot (Hrsg.): *Neue Deutsche Biographien.* Digitalisat: Berlin.
Damasio, A. R. (2009): *Ich fühle, also bin ich. Die Entschlüsselung des Bewusstseins.* List: Berlin.

Die Macht der Situation – Über die Inkonsistenz von Verhalten & Persönlichkeit

Verhaltensweisen und Persönlichkeitseigenschaften sind stabile Konstrukte. Viele Beispiele aus der sozialpsychologischen Forschung und aus unserem Alltag lassen jedoch Zweifel an dieser Behauptung aufkommen. Sie betonen die Macht der situativen Kontexteinflüsse und entlarven das Vertrauen in die Vorhersagbarkeit menschlichen Verhaltens als ein trügerisches Gefühl der Sicherheit.

Von Kristin Möllering

«Ich weiss, wer ich bin und kenne mich selbst sehr gut.» oder «Ich kann mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit voraussagen, welches Verhalten ich in Situation XY zeigen werde.» – Aussagen wie diese hört man in der Regel von Personen, die sich selbst gut zu kennen glauben und grossen Wert auf konsistente Verhaltensweisen bei sich selbst und bei ihren Mitmenschen legen. Im Alltag bezeichnen wir diese Konsistenz oftmals mit positiv konnotierten Persönlichkeitseigenschaften wie Charakterstärke oder Verlässlichkeit. Der daraus resultierende Zustand kann als Stabilität oder Gewöhnung bezeichnet werden. Am wichtigsten ist jedoch das durch Konsistenz ermöglichte (und so wichtige) Gefühl des Vertrauens. Mithilfe dieses vermeintlichen Wissens über konsistente Verhaltensweisen wird uns ein hilfreiches Instrument zur Kontrolle und Einschätzung unserer sozialen Umwelt bereitgestellt – unverzichtbar für ein entspanntes und vertrautes Miteinander in der Gesellschaft. Doch wie verlässlich und valide ist diese Antizipation der eigenen Verhaltensweisen und der unserer Mitmenschen? Was, wenn unsere Verhaltensweisen und Persönlichkeiten weniger durch persistente Eigenschaften und immer wiederkehrende Automatismen definiert werden als durch die situativen Kontexteinflüsse unserer Umwelt? Wie stark ist die Macht der Situation und was bewirkt sie? Stellt sie vielleicht sogar die Hauptdeterminante unseres Verhaltens dar?

Welche Dynamik eine Situation erzeugen kann und welche neuartige soziale Realität daraus entsteht, zeigt das klassische Stanford-Prison-Experiment. Es wurde 1971 vom amerikanischen Psychologen Philip Zimbardo an der Stanford University durchgeführt. In beeindruckender Weise offenbart dieser Versuch, dass die soziale Situation einen substanziellen Einfluss über individuelle Verhaltensmuster ausübt und sogar die Persönlichkeit, Einstellungen, Werte und Normen dominiert. Dabei wurden die Studienteilnehmer gemäß umfangreicher psychologischer Tests als emotional stabil, gesetzestreu und «normal-durchschnittlich» eingestuft und durch Münzwurf entweder den Gefängniswärtern oder den Insassen zugeteilt. Folglich schlüpften völlig «normale» Studierende in einem simulierten Gefängnis in die Rollen von Wärtern und Gefangenen. Überraschend schnell zeigten sich die Effekte der neuen sozialen Realität, in der sich die Versuchsteilnehmer befanden: Die Wärter handelten bereits nach dem ersten Tag aggressiv und sadistisch, die Gefangenen reagierten depressiv und zeigten starke stressinduzierte, psychosomatische Symptome (z. B. Hautausschläge am gesamten Körper). Aufgrund dieser dramatischen und unerwartet schwerwiegenden emotionalen und behavioralen Effekte sahen sich die Versuchsleiter gezwungen, das Experiment nach nur sechs Tagen vorzeitig zu beenden.

Später wurde bekannt, dass die extremste Verhaltensweise der Wächter darin bestand, dass sie die Häftlinge entkleideten, ihnen Kapuzen überzogen und sie in Ketten legten. Diese spezifische Art der psychischen und physischen Folter zeigt erschreckende Parallelen zu dem 2003 enthüllten Skandal über die Misshandlungen irakischer Gefangener durch amerikanische Soldaten im US-Gefängnis Abu Ghraib. Der sozialpsychologische Mechanismus, der hinter diesen beiden Vorfällen steht, ist vermutlich derselbe: Die Macht der Situation verleitet zuvor unauffällige Menschen dazu, sich grausam, aggressiv und ohne jegliche Empathie zu verhalten. Zeitgleich wirft es erschreckende Fragen für die eigene Person auf: Was für ein Mensch wird aus mir, wenn ich dazu veranlasst werde, eine neue soziale Rolle einzunehmen? Wo endet das eigene Selbst und wo beginnt meine soziale Identität?

Ähnliche bzw. noch gravierendere Auswirkungen der situativen Faktoren auf das Verhalten werden mit dem «Luzifer-Effekt» beschrieben, der von Philip Zimbardo erstmals erwähnt wurde (Zimbardo, 2008). Er beeinflusste damit massgeblich die «Psychologie des Bösen» – ein zugegeben sehr populistisch anmutender

Das Stanford-Prison-Experiment

24 männliche Studenten, die sich freiwillig auf eine Zeitungsannonce meldeten und sich dazu bereit erklärten, an einem zweiwöchigen Gefängnisexperiment teilzunehmen, wurden durch Münzwurf entweder ihrer Rolle als Gefängniswärter oder als Gefangene zugeteilt und in das Stanford County-Gefängnis überführt. Was geschah, nachdem die zuvor unauffälligen Studierenden ihre soziale Rollen übernommen hatten? Die Wärter-Rolle veranlasste die Teilnehmer zunehmend autoritär und aggressiv zu handeln. Teilweise zeigten sie sogar sadistische Verhaltensweisen. Sie verlangten von den ihnen untergebenen Gefangenen absoluten Gehorsam und Respekt. Bei Widerstand und Missachtung der Regeln erfolgten menschenverachtende Bestrafungen – Toiletten mit bloßen Händen reinigen, Stunden in Einzelhaft verbringen und dergleichen. Als ebenso erschreckend erwiesen sich die Reaktionen der Studierenden in der Gefangenenrolle: Bereits nach 36 Stunden entwickelte die Hälfte der Häftlinge akute stressbedingte Symptome, wie unkontrollierte Wein- und Wutanfälle, desorganisiertes Denken, schwere Depressionsanzeichen und psychosomatische Hautausschläge (Zimbardo, P., 2005).



Bildquelle: Caty Yiying Zhao

Gefangen in der Situation?

Terminus, der dennoch in prägnanter Form zum Ausdruck bringt, was das zentrale Thema dieses Gebietes ist – nämlich die Hinterfragung der Natur des Menschen und die Manipulation durch soziale Situationen: «Wir sollten lernen, wie wir diese Situationen verändern können. [...] Diese Übergriffe der Soldaten oder Wächter passieren nicht, wenn es eine starke Führung gibt – eine klare, transparente Autorität, die das Zufügen von Leid mit Regeln verbietet», erörtert Zimbardo (vgl. Interview fr-online.de: «Wir sind alle verführbar»). Er macht damit auf eine mögliche Lösung bzw. Entschärfungsstrategie für das problematische Phänomen der sozialen Beeinflussung aufmerksam: Die Aufrechterhaltung des Prinzips der Verantwortung. Dieses Prinzip wirkt in multikausaler Richtung, sowohl gegenüber sich selbst als auch gegenüber anderen: «Wenn es klar ist, dass eine Situation ihren freien Willen eingeschränkt hat, dann sind sie nicht allein dafür verantwortlich zu machen. Dann stellt sich die Frage: Wer hat die Situation geschaffen?» (Ebenda.).

Bisher wurden einige erschreckende Negativbeispiele aus der sozialpsychologischen Forschung erläutert. Dass sich dem Einfluss der Situation jedoch auch auf humoristische Weise genähert werden kann, zeigen die folgenden Beispiele. Sie wurden für Szenen der in den 40er Jahren entwickelten US-Fernsehshow Candid Camera konzipiert: Immer dann, wenn ein «NICHT-ESSEN»-Schild über dem Tresen eines Fastfoodrestaurants aufleuchtete, hörten die Gäste auf zu essen; als Kunden in dem Eingangsbereich eines Kaufhauses ein Schild mit der Anweisung gelesen hatten, nicht die schwarzen Fliesen zu betreten, hüpften sie von einer weißen Fliese zur anderen (Zimbardo, P. G., & Gerrig, R. G., 1999). Signalisiert die Tatsache, dass die Rezipienten (also nun auch wir selbst) diesen Albernheiten mit Humor begegneten, nicht eine implizite Distanzierung von diesen ungewöhnlichen Reaktionen? Aber würden wir uns selbst nicht ebenso albern und skurril verhalten? Womöglich lautet die passendste Antwort auf diese Frage: «Das weiß ich nicht. Das hängt von der Situation ab». So passend diese Antwort scheinen mag, so nichtssagend und unverbindlich ist sie doch.

Dass wir uns oftmals nicht von unseren persönlichen Überzeugungen und Werten leiten lassen, impliziert das Zitat von Horvàth: «Eigentlich bin ich ganz anders, nur komme ich so selten dazu». Dass dieses «Seltene» nicht nur negative, sondern auch in vielfacher Hinsicht positive Verhaltensweisen darstellen kann, wurde bisher nicht erwähnt. Zahlreiche altruistische Taten werden spontan und nahezu ausschliesslich bedingt durch die situative Konstellation, in der sich die Handelnden befinden, vollzogen: In New York sprang 2007 der Familienvater Wesley Autrey in Gegenwart seiner erst vier und sechs Jahre alten Kinder vor eine einfahrende U-Bahn auf die Gleise, um einen gestürzten Mann zu retten, der einen epileptischen Anfall hatte. Er zerrte den Mann zwischen die Gleisstränge und warf sich auf ihn. Der Zug rollte um Haaresbreite über ihre Köpfe hinweg. Beide überlebten. «Ich sah nur einen Menschen, der Hilfe brauchte. Da tat ich, was zu tun war», so Autrey (vgl, Artikel auf spiegel.de: «U-Bahn-Retter Autrey – der gefledderte Held von New York»).

Eine «Psychologie des Guten» könnte hilfreich sein, um die sozialpsychologischen Mechanismen, die diesem Phänomen zugrunde liegen, aufzudecken. Ebenso stellt sich die Frage, wie zu bewerten ist, dass situative Kontexteinflüsse das Potenzial dazu haben, selbst sehr persistente Verhaltensweisen aufzubrechen und damit letztlich einen pseudostabilen oder gar festgefahrenen Status quo einer Lebenssituation zu destabilisieren. Auf diese Weise lassen sich der Macht der Situation auch positive Aspekte abgewinnen. So kann sie neue, bisher nicht manifestierte Charakterfacetten und Verhaltensweisen erfahrbar machen und potentielle Lernprozesse und persönliche Flexibilität ermöglichen. Dadurch tragen situative Kontexteinflüsse zur Entwicklung einer vielseitigen Persönlichkeit und einer verbesserten Anpassung an Umweltbedingungen bei.

Es bleibt die Feststellung, dass die Macht der Situation die trügerische Sicherheit, die uns durch das tiefe Vertrauen in unsere Persönlichkeit, in unsere Werte und Überzeugungen vermittelt wird, ins Wanken geraten lässt. Ob wir dies als Merkmal anthropologischer Flexibilität oder aber als Warnhinweis vor dem unzuverlässigen Opportunismus des Menschen werten, bleibt uns selbst überlassen. ■

Zum Weiterlesen

Zimbardo, P. (2008). *Der Luzifer-Effekt. Die Macht der Umstände und die Psychologie des Bösen.* Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.

Fiske, S. T., Harris, L. T. & Cuddy, A. J. C. (2004). Why ordinary people torture enemy prisoners. *Science, 306*, 1482–1483.

Zimbardo, P. (2005). *Das Stanford Gefängnis Experiment. Eine Simulationsstudie über die Sozialpsychologie der Haft.* 3. Aufl.. Goch: Santiago Verlag.

Transgenerationales Trauma: Funktion der Gattung

Kinder von Soldaten und Kriegsopfern, von Betroffenen der Gewalt, berichten häufig von Erlebnissen, die ihre Augen nie sahen. Dieses anscheinend unerklärliche Geschehen geht auf den Begriff des *transgenerationalen Traumas* zurück. Im Folgenden wird versucht, diesem Rätsel auf den Grund zu gehen.

Von Fernando Noriega Diaz

Das Trauma als klinische Kategorie beinhaltet bedeutsame Annahmen hinsichtlich der Verbundenheit des Individuums mit seiner Umgebung. Diese Verbundenheit kann man in eine soziale und in eine ökologische Sphäre unterteilen. In Folge einer Naturkatastrophe beispielsweise, fungieren Solidarität und Glauben als soziale Katalysatoren der von «unabsichtlichem» Verlust emotionell zerrütteten Spannung. Im Falle menschlicher Gewalt aber schwinden Hoffnung und Vertrauen bis hin zum dissoziativen und sogar antisozialen Verhalten (Kopf, 1970). Dies zeugt einerseits von einer angenommenen Freiheit menschlicher Handlungen, welche mit unbewusster Zuschreibung im Sinne einer Person-Gerichtetheit zusammenhängt. Das bedeutet, Menschen glauben, die ihnen zugefügte Gewalt durch einen Anderen sei eine willkürliche. Andererseits deutet dies darauf hin, dass die Natur als absichtslos betrachtet wird.

Ob diese zwei für den Verstand des Menschen «natürlichen» Hypothesen der Wahrheit entsprechen, werde ich hier nicht zur Diskussion bringen – es genügt mir zu sagen, die Kausalität ist unabdingbar und ihre Form im Menschendenken entsteht nicht ohne Grund. Worauf ich mit dem Gesagten hinweisen möchte, ist, dass das Trauma ein sozial-konstitutiver Teil kultureller Weltanschauungen und daher des Verhaltens ist, sowohl der Welt, als auch dem Anderen gegenüber. Dass es konstitutiv für das Leben des Individuums ist, wird anhand der ursprünglichen Prägung durch die Geburt bestätigt, die als potenziell traumatisierender Faktor gezählt wird (Caruth, 1995). Dass das Traumata allerdings auch konstitutiv für das Leben des Volkes, für die Verflechtung individueller Schicksale im Gewebe der Geschichte ist, dies bedarf raffinierterer Betrachtung. Zur Veranschaulichung dieses kollektiv-konstituierenden Aspekts möchte ich im Folgenden auf das Konzept des *transgenerationalen Traumas* verweisen.

Das Trauma wird im psychoanalytischen Bezugsrahmen als die Prägung einer schmerzhaften Erfahrung verstanden, um welche zu verarbeiten die psychische Energie unzureichend ist, weshalb das traumatische Ereignis als unvereinbarte Vorstellung im Unbewussten verharrt (Freud, 1905). Ihrer Natur nach sind Traumata geistige Inhalte in ungelöstem Zustand, die der Apparat des Bewusstseins unterdrücken muss, um die stets hineinkommenden Informationen weiterverarbeiten zu können. Je nach Stärke der Traumatisierung, die mit kontext-, bildungs-, persönlichkeits-, geschichtlichen- und familienbedingten Faktoren verbunden ist, kann die traumatische Erfahrung zu verschiedenen möglichen Verarbeitungsformen führen.

Jedoch findet diese Verarbeitung auf individueller Ebene nur sehr selten statt. Das eindringende Ereignis kann mit solcher Gewalt herbeigeführt worden sein, dass nur die Blockade als Abwehrmechanismus zur Verfügung steht, in welchem Falle allgemeine und fortschreitende Persönlichkeits- und Denkprozessstörungen die Folge sein können. Als psychische Elaborationsgefüge müssen jedoch alle diese subjektiven Gehalte eine Äusserung finden, oft auch als Somatisierung, dissoziatives Verhalten, Vergeltung, Gewalttätigkeit und dergleichen. Etwas ist jedoch klar: Das Individuum kann diese Last typischerweise nicht alleine tragen. Die Information muss aber weitergegeben werden. Darum muss eine metaindividuelle Übergabe entstehen.

Ein Trauma kann den Zustand der Bewusstwerdung auf vielerlei Weisen erlangen. Im Falle des Kollektivs jedoch allein über das Assoziative beziehungsweise über das Literarische. Das Ereignis verbleibt typischerweise im Unbewussten und wird nur durch Übertragungsprozesse offenbart – Prozesse, die im Grunde genommen nur entlang des Individuums verlaufen. Die Geschichte der Kunst kann in dieser Hinsicht als eine Strategie angesehen werden, den über Generationen hinweg erzeugten, psychischen Narben vergangener Leiden Ausdruck zu verschaffen, oder anders gesagt: die Kunst eines Volkes ist die Geschichte seines Leidens.

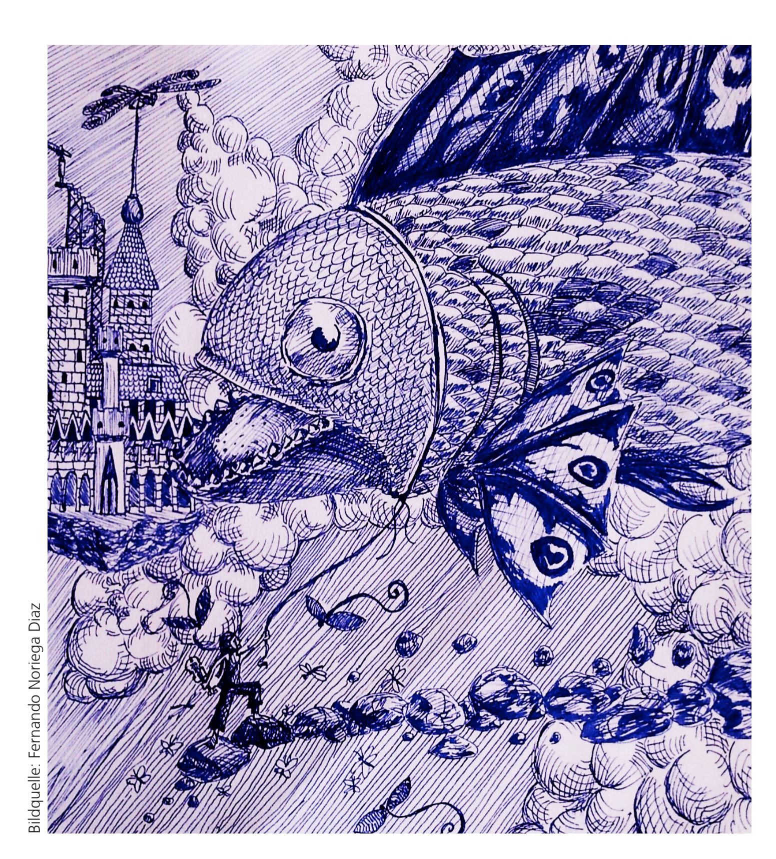
Dass ein Trauma in Idealbildern sublimiert wird, wie C. G. Jung 1930 dargelegt hat, scheint nicht eine geringe Plausibilität zu beinhalten. Aber dies ist nur der leise Hauch eines in der Ferne dröhnenden Sturmes. Das

Unsichtbare des Traumas bildet eine weitere verhaltensrelevante Dimension, deren Folgen sich im sozialen Gefüge niederschlagen. Nebst anderen Phänomenen wird in *Die Unfähigkeit zu trauern* (Mitscherlich & Mitscherlich, 1967) die hohe Anzahl von Selbstmorden und die starke Niedergeschlagenheit in Deutschland etwa zwanzig Jahre nach dem zweiten Weltkrieg erwähnt. Gefühle von Schuld und sogar Selbsthass herrschten über eine Atmosphäre zerschlagener Projektionen, selbst wenn diese Gefühle oft keinem direkt Schuldigen angehörten. Wie kommt es dazu, dass Menschen emotionale Gebilde anderer Generationen übernehmen und sich einverleiben?

E. B. Taylor sprach schon 1871 von der Übergabe der sozialen Last und interpretierte sie als eine auf funktioneller Ebene beruhende, zu verarbeitende Spannung innerhalb des Systems der Sitten. Die Gesellschaft bildet demzufolge ein systematisches Getriebe, dessen Aufgaben nicht individuell, sondern kollektiv auferlegt und erfüllt werden. Was wir als Leben und Wesen des Individuums verstehen, ist unter dieser Perspektive, Aspekt und

Unfähigkeit zu trauern

Die *Unfähigkeit zu trauern*, ein 1967 veröffentlichtes Buch von Alexander und Margarete Mitscherlich, stellte einen Grundpfeiler zur Deutung der Gegenwart in Deutschland dar, als sich die noch tief verankerte NS-Vergangenheit in der Bevölkerung spürbar machte. Diesem Buch steht im Hintergrund der Gedanke Mitscherlichs, die deutsche Gesellschaft nähere sich nach dem Krieg einem vaterlosen Sozialgebilde an, das durch die Zerstörung des Idealbildes vom allmächtigen Vater in der Gestalt des Führers zustande kommen würde.


Bildquelle: Fernando Noriega Diaz

Mittel im Entwicklungsverlauf der Gattung. Ich denke, dies ermöglicht uns zu realisieren, dass der Mensch keinen abgeschotteten Bereich des Weltalls bildet und dass seine Denkprozesse und Verhaltensweisen nicht absolut selbstgesteuert sind, sondern einem höheren Naturprinzip folgen. Dies geht auf eine lediglich operative, aber nicht wesentliche Abgrenzung des Individuums von der Umgebung zurück, wobei die soeben vorgeschlagene Deutung eine individuelle Interpretation der bisher diskutierten Ansätze darstellt.

Eine Antwort auf die Frage nach der Vererbung des Traumas lässt sich vielleicht in den Worten des kognitiven Psychologen Alejandro Garratt finden, welcher als Gewaltopfer ebendiese am eigenen Leib erfuhr. Ich übersetze aus dem Spanischen:

«Im Endeffekt wissen wir nie genau, woraus alle Informationen im Gedächtnis stammen, da die einen dem Individuum selbst, die anderen seinen Vorgängern angehören. Eine Person wird in der Klinik mit unbestrittener Häufigkeit Erinnerungen vorbringen, die jene seines Vaters oder seiner Grossmutter oder sogar einer alten Volksgeschichte waren, ohne sich dessen bewusst zu werden oder dies absichtlich zu plagiieren. Alle diese Informationen hat lediglich das Unbewusste gesammelt, und zwar anhand von Teilinformationen des Alltags, die die sekundäre Aufmerksamkeit aufnimmt.» (Garrat, 1986, S. 20)

Der Prozess von Aufnahme und Aneignung, wie es hier und allgemein in der betreffenden Literatur angedeutet wird, geschieht mittelst unbewusster Mechanismen. Um diesen Prozess deutlicher zu machen, möchte ich ihn anhand eines Denkexperiments schildern: Stellen wir uns ein spielendes Kind vor, welches, in heiterer Stimmung versunken, rennend einen Luftballon hin- und herzieht. Versuchen wir jene ungestörte Atmosphäre des idyllischen Zustandes erster Entdeckungen wieder aufleben zu lassen, in welcher sich die Aufmerksamkeit gegenüber einer selbstgeschaffenen Realität betrachten lässt und die Aussenwelt in Vergessenheit gerät. Unerwartet zerschmettern grobe Hände den schwebenden Ballon und das Kind taucht wieder in die Wirklichkeit hinein, und zwar dadurch, dass das zornige Gesicht seines schimpfenden Vaters als Strafe für diese Selbstvergessenheit jene eigene Welt zertrümmert. Es versteht eindeutig nichts davon, was sich vor seinen Augen und Ohren abspielt. Und so, auf erzwungene Weise, entsteht eine Wunde. Dem Vater ist sein Ärger klar: Das Spiel erweckte in ihm die Erinnerung an die brutalen Bombardements durch Heissluftballone während des Krieges. Dies bleibt dem Kind jedoch verborgen.

Wie es in der Psychoanalyse als selbstverständlich angenommen wird und auch schon Caruth (1995) und Weigl (1989) erklärt haben, kommt ein solches Trauma nie explizit zur Sprache. Das Kind wird kaum von diesen unmittelbaren Auskünften herleiten können, was sich alles im Kopf seines Vaters abspielt. Es weiss nur, dass etwas Böses gemacht wurde, was dem Bild des Ballons zugeschrieben wird, aber die mentale Lücke bleibt ungelöst und erzeugt ein Ungleichgewicht im kognitiven Apparat. Es kann auch nicht direkt die Eltern oder Bekannten nach Grund und Bedeutung des Geschehenen fragen und das Erlebnis wird infolge unzulänglicher Daten zur Verarbeitung aus dem Bewusstsein verbannt. So wird einem neuen Subjekt diese Last der Geschichte auferlegt, als handle es sich um eine Vergeltung. Das Unerklärte verbleibt als eine Latenz im Hintergrund. Der Verstand des Kindes, welcher nach Wissen strebt, wird unbewusst das Rätsel lösen wollen, welches mit diesem Ereignis zusammenhängt.

Eine mögliche Hypothese zum kognitiven Lösungsprozess lautet folgendermassen: Das Trauma wird unbewusst wie ein Puzzle wiederaufgebaut. Das Motiv – in diesem Falle die Aggression des Vaters – löst einen Erklärungsbedarf aus, welcher nur durch unbewusst aufgenommene Informationen progressiv ergänzt werden kann. Im Laufe seiner Lebensgeschichte wird das Kind seine Aufmerksamkeit nach bestimmten Themen richten, gewissen Gesprächen zuhören, bestimmte Bücher lesen und ausgewählte Bilder länger betrachten, um das geheime Bild wieder herauszubilden. Dessen wird sich das Kind nicht bewusst sein, da dies, wegen der benötigten Energie, die restlichen bewussten Funktionen beeinträchtigen würde.

Was sagt uns all dies über das Individuum, über die Fiktionalität der Grenzen, die wir um ein erdachtes Selbst ziehen, ohne sie eindeutig festlegen zu können? Welche Funktion kann ein einzelner Mensch erfüllen, als nur diejenige, welche ihm durch die strengen Ketten sozialer Kausalität von Geburt an auferlegt sind und welche die Natur unserer Gattung auflastet? Die Antwort überlasse ich meinem Leser, dem universellen Subjekt, an dem das hier schreibende und das jetzt lesende Ich gleichermassen teilhaben. ■

Zum Weiterlesen

Garrat, A. (1986). *Destinos preconcebidos.*

Taylor, E. B. (1871). *Primitive Culture.*

Caruth, C. (1996). *Unclaimed experience: Trauma, Narrative and History.*

Freud, S. (1981). Triebe und Triebschicksale. In *Gesammelte Werke,* Bd. VII, (S. 209–232). Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag. (Originalausgabe erschienen 1915)

Jung, C. G. (1991). *Traumanalyse. Nach Aufzeichnungen der Seminare 1928–1930,* Olten.

Rassismus und seine Folgen

Rassismus schmerzt. Er kann dazu führen, dass Lebenszufriedenheit und Selbstachtung der Betroffenen dauerhaft geschädigt werden (Carter, Neville, Pieterse & Todd, 2012). Im Kampf gegen den Rassismus wurden verschiedene verfassungsrechtliche Grundlagen entwickelt, die es beispielsweise untersagen, jemanden aufgrund seiner Herkunft oder Rasse zu diskriminieren (Bundesbehörden der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Stand 2012). Trotzdem ist Rassismus auch heute noch ein Problem.

Von Nadine Torresan

Kate ist eine junge, afroamerikanische Studentin einer angesehenen Universität. Im Rahmen ihres Studiums besucht sie eine Veranstaltung, in deren Verlauf Freiwillige die örtliche Gegend säubern. Für die Studentenzeitung will ein Fotograf ein Portrait von ihr und zwei weiteren Studentinnen schiessen. Eine von ihnen ist europäischen Ursprungs, die andere, wie Kate, afroamerikanisch. Im Laufe der nächsten Woche sieht Kate in der Zeitschrift das Bild, welches die drei Frauen beim Saubermachen zeigt. Die Bildunterschrift lautet: «Eine Studentin und zwei Ansässige kommen zur freiwilligen Abfallentsorgung zusammen». Nur die weisse Person wird als Universitätsstudentin dargestellt. Kate ist aufgewühlt. Ihre Mutter hatte sie zwar davor gewarnt, dass auch heute die Menschen immer noch rassistisch seien, doch Kate hatte ihr nie glauben wollen. Sie dachte immer, würde sie nur hart genug arbeiten und sich nicht über ihre Position in der Minderheit beklagen, gäbe es auch keine Probleme. Kate wollte das negative Weltbild ihrer Mutter nicht übernehmen. Nach der Veröffentlichung des Fotos kontaktiert Kate den Fotografen, um sich zu erkundigen, wie ein solcher Fehler passieren konnte. Doch der Fotograf gibt an, keine Verantwortung für die Bildunterschrift zu tragen und verweist sie an die Redaktion der Zeitschrift. Auch dort bekommt sie keine Antwort und wird zur nächsten Instanz weitergeleitet, so dass sie die Suche nach einer Erklärung schliesslich aufgibt. Obwohl Kate zu verdrängen versuchte, dass auch sie mit Rassismus zu kämpfen hat, hat dieser Zwischenfall ihr Verständnis über ihren Platz in unserer Gesellschaft stark beeinflusst (Lowe, Okubo & Reilly, 2012).

Der Doll-Test: Rassenidentifikation und Selbstwert

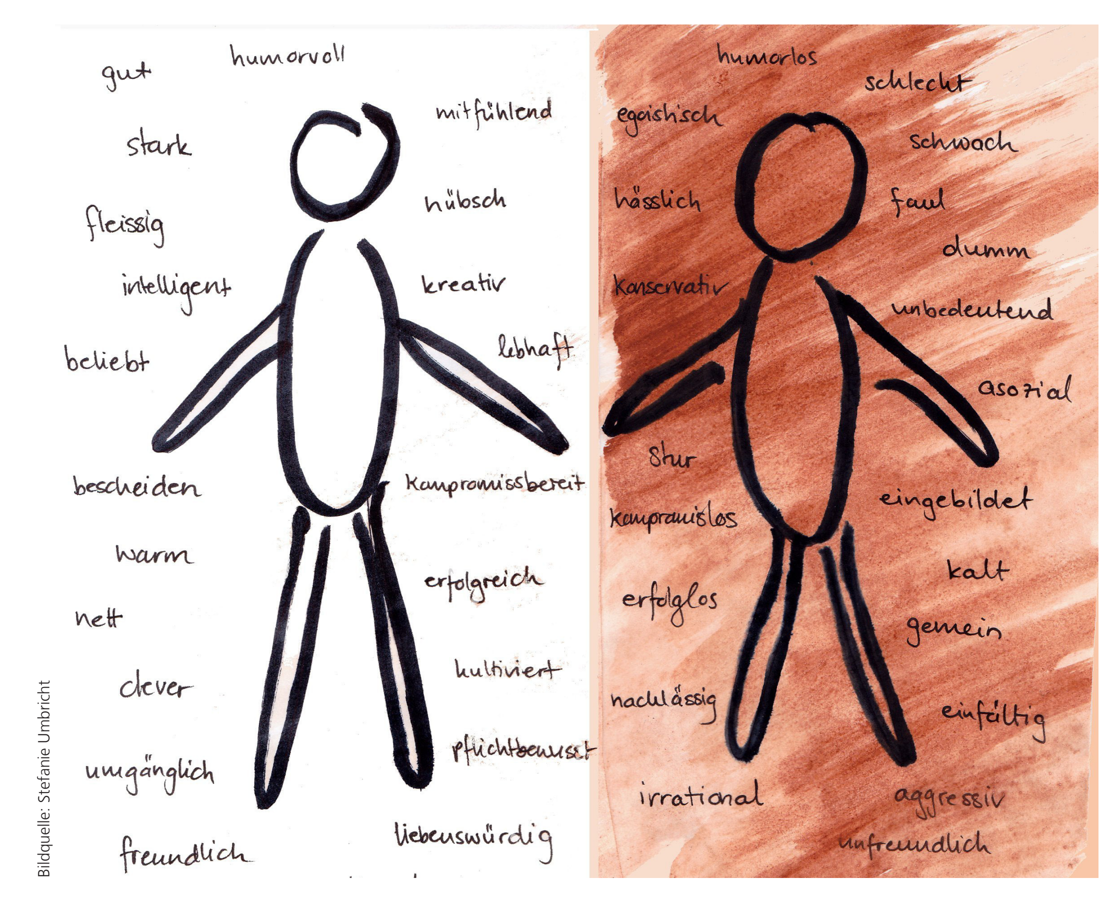
Oft wird in der Diskussion über Rassismus auf eine Studie von Kenneth und Mamie Clark Bezug genommen, die auch als der «Doll Test» bekannt wurde. Hier zeigte man dunkelhäutigen Kindern im Alter zwischen drei und sieben Jahren zwei Puppen, die bis auf ihre Farbe identisch waren. Eine Puppe war weiss, die andere schwarz. Beinahe alle Kinder konnten korrekt identifizieren, welche Ethnie die Puppen darstellen sollten. Fragte man sie aber, welche Puppe sie lieber mögen, wählte die Mehrheit der Kinder die weisse Puppe und schrieb ihr positive Attribute zu. Dies lässt den Schluss zu, dass Vorurteile und Diskrimination dazu führen, dass farbige Kinder sich minderwertig fühlen oder sogar Selbsthass entwickeln (Clark & Clark, 1947).

In einer weiteren Untersuchung bat man Kinder im Alter zwischen fünf und sieben Jahren und mit unterschiedlicher Herkunft, Umrisszeichnungen von verschiedenen Objekten (Blatt, Apfel, Orange, Maus) sowie von einem Mädchen und einem Jungen auszumalen. Ihnen stand dazu ein Sortiment an verschiedenen Farben zur Verfügung, einschliesslich braun, schwarz, weiss und hellbraun. Das Ausmalen der Objekte wurde genutzt, um zu überprüfen, ob die Kinder bereits über ein stabiles Konzept darüber verfügen, dass bestimmte Gegenstände eine bestimmte Farbe haben. Die Kinder sollten dann als Erstes das Mädchen oder den Jungen in ihrer eigenen Hautfarbe ausmalen, danach in der Farbe, die sie bei kleinen Jungen oder Mädchen am liebsten mochten. Zusätzlich erhob man auch spontane Äusserungen und Erklärungen der Kinder über ihre Entscheidungen (Clark & Clark, 1950).

Allgemein konnte festgestellt werden, dass die Kinder in der ersten Aufgabe eine hellere Farbe wählten als auf sie zutraf und dass sie weniger Druck auflegten als beim Kolorieren der anderen Objekte. Während alle hellhäutigen Kinder die

Begriffserklärung: Rassismus

Die Brockhaus Enzyklopädie (1992) definiert Rassismus *«sowohl [als] Einstellungen (Vorstellungen, Gefühle, Vorurteile) als auch [als] Handlungen, die Verachtung, Benachteiligung, Ausgrenzung und Unterdrückung […] von Menschen dadurch legitimieren beziehungsweise in Tat umsetzen, dass sie eine Auswahl vorhandener körperlicher Merkmale zu «Rassenmerkmalen» zusammenstellen und diese meist negativ bewerten»* (S. 69). Wenn bestimmten Menschen aufgrund abweichender Eigenschaften irrtümlich eine fremde Rasse zugeschrieben wird, die geringer geschätzt wird als die eigene Bezugsgruppe, spricht man von Rassismus. Besonders die Hautfarbe ist eine Eigenschaft, von der fälschlicherweise Rückschlüsse auf die Natur eines Menschen gezogen werden. Rassismus kann unterschiedliche Machtverhältnisse einzelner Menschen begründen. Sein Ziel ist es, kulturelle, soziale, ökonomische oder politische Überordnungsverhältnisse für die «höhere Rasse» zu schaffen. Rassismus tritt besonders häufig während sozialen Krisen auf, wo Unsicherheit und Angst weit verbreitet sind. Menschen, die nicht zur eigenen sozialen Gruppe gehören, werden als Konkurrenz gesehen, die den eigenen Status bedrohen. Rassismus hat auch eine vereinfachende Funktion. Menschen sind interessiert daran, sich mit Gleichgesinnten zu umgeben, denen vertraut werden kann, ohne hintergangen zu werden. Es ist jedoch schwierig bis unmöglich, andere Menschen immer zu durchschauen und korrekt einzuschätzen. Rassismus reduziert den Aufwand: Äusserliche Merkmale ermöglichen eine schnelle, eindeutige Orientierung, wenngleich sie auch falsch sein mag (Brockhaus Enzyklopädie, 1992).



Bildquelle: Stefanie Umbricht

Umrisse einsichtig in Bezug auf ihre eigene Hautfarbe einfärbten, wählten die dunkelhäutigen Kinder auch Farben, die nicht auf sie zutrafen. Entweder, sie wählten eine hellere Farbe wie weiss oder gelb, oder sie wählten eine komplett unrealistische Variante wie blau oder grün. Wurden die Kinder nach ihrer Farbpräferenz gefragt, lehnte eine erhebliche Menge die Farbe Braun ab. Diese Ablehnung ist vor allem bei dunkelhäutigen Kindern deutlich, zieht sich jedoch durch alle Gruppen verschiedener Hautfarben und verschiedenen Alters. Ebenso gab es Kinder, diesmal aber auch hellhäutige, die eine realitätsferne Farbe präferierten. Eine solche Entscheidung deutet auf einen emotionalen Konflikt hin. Bei dunkelhäutigen Kindern dreht sich dieser Konflikt vermutlich darum, dass sie sich selbst als etwas identifizieren, dass sie eigentlich zurückweisen. Schon im Alter von fünf Jahren wissen die Kinder, dass eine dunkle Hautfarbe oftmals als Zeichen niedrigeren Status gilt (Clark & Clark, 1950).

Wie umgehen mit Rassismus?

Konkrete rassistische Erlebnisse können sogar Reaktionen auslösen, die denen eines Traumas ähneln. Sie führen häufig zu grossem seelischen Leid. Manchmal ist dieses Leid so gross und bedrohlich, dass Erinnerungen an solche Erlebnisse verdrängt werden (Lowe, Okubo & Reilly, 2012). Wenn Betroffene sich jemandem anvertrauen, erwarten sie natürlich, jene Unterstützung zu erhalten, die sie so dringend benötigen. Negative Reaktionen des Ansprechpartners können die Erfahrung mit Rassismus für den Betroffenen noch weiter verschlimmern. Als Folge sind sie in Zukunft viel wachsamer und zögern, sich erneut jemandem anzuvertrauen. Eine solche erhöhte Vorsicht geht oft mit sozialem Rückzug, stärkerem Misstrauen, einer verminderten Selbstwirksamkeit und einem allgemeinen Ohnmachtsgefühl einher. Daher ist es wichtig, dass sich Personen, die von Rassismus betroffen sind, auf ein gutes soziales Netz verlassen können. Es ist zudem wertvoll, wenn Betroffene sich selbst über ihre Herkunft und die Geschichte der Unterdrückung informieren. Dies hilft ihnen, internalisierte Stereotype über die eigene ethnische Gruppe zu beseitigen. Ein gewisses Wissen darüber, was Rassismus ist, erlaubt es Betroffenen, sich im Falle eines Falles klar auszudrücken. Viele Befragte berichteten zudem, dass es ihnen half, Wut und Frustration in andere Bereiche zu investieren, wie sozialer Aktivismus, Sport oder Kunst. Besonders wesentlich ist es aber in einer sicheren, unterstützenden Umgebung über solche Probleme sprechen zu können, wenn das Bedürfnis danach besteht (Lowe, Okubo & Reilly, 2012).

Farbige Menschen irritieren Aussenstehende oft durch ungewöhnlich heftige Reaktionen auf scheinbar banale Zwischenfälle. Frühere, ungelöste Probleme mit Rassismus können sich nämlich über die Zeit anhäufen und unerwartet eine starke emotionale Antwort hervorrufen. Deshalb ist es wichtig, dass die Probleme der Betroffenen nicht bagatellisiert werden. Die Schilderungen müssen immer ernst genommen werden. Anstatt sich damit zu beschäftigen, ob es sich bei einem Zwischenfall tatsächlich um Rassismus handelte, sollte der Fokus darauf gelegt werden, was das Ereignis für das betroffene Individuum bedeutet. Wenn sich uns jemand anvertraut, der von rassistischem Verhalten betroffen war, werden wir damit konfrontiert, dass die Welt nicht gerecht ist und Rassismus auch heute immer noch existiert. Es ist schwer, jedoch unbedingt notwendig, dies anzuerkennen. Ein sinnvoller Schritt wäre es folglich, sich aktiv für ethnische Minderheiten einzusetzen. Viele Leute, die von Rassismus betroffen sind, wünschen sich, jemand würde einschreiten. Sie sagen, sie wären im ersten Moment so schockiert gewesen, dass sie nicht selbst reagieren konnten. Ausserdem ist der Einfluss auf den Täter grösser, wenn der rassistische Akt von einer Person angeprangert wird, die selber auch zur Mehrheit gehört (Lowe, Okubo & Reilly, 2012). ■

Zum Weiterlesen

racebending.com

Die Puppe als Spiegel der Psyche: Von Barbie, RealDolls und Androiden.

Textil, Plüsch, Holz, Plastik, Gummi – der Stoff, aus dem die Helden unserer Kindheit sind. Die Puppe als Begleiter, Idol und unbelebtes Gegenüber, an dem Situationen und Phantasien erprobt werden können. Wie lässt sich dieses Potential therapeutisch nutzen?

Von Josefine Biskup

Lars and the Real Girl, (2007, Craig Gillespie) handelt von Lars (Ryan Gosling), einem introvertierten Aussenseiter, der zurückgezogen in einem undefinierten Provinzörtchen irgendwo am Ende der Welt lebt und dessen Alltag aus Bürojob und sonntäglichem Kirchgang besteht. Seine Schwägerin versucht, den abweisenden, nahezu soziophoben Junggesellen für gemeinsame Aktivitäten zu gewinnen – ohne viel Erfolg – als sich plötzlich alles ändert. Lars hat jetzt eine Freundin: Bianca. Doch Bianca ist aus Gummi. Sie ist ein RealGirl – eine State-of-the-Art-Sexpuppe (Anm.: der grösste Anbieter solcher Puppen vertreibt diese unter dem Namen RealDoll). Bianca, die Lars als Missionarin im Rollstuhl vorstellt, übernachtet aus Respekt vor ihren gemeinsamen religiösen Grundsätzen allerdings im Haus des Bruders nebenan und wird zur Freundin der Familie und schliesslich des ganzen Dorfes. Sie arbeitet als Schaufensterpuppe, wird in den Schulbeirat gewählt und geht mit Lars auf Partys. Mit der Integration der Puppe gelingt es auch Lars, sich in seinem Umfeld freier zu bewegen (Gillespies Filmrealität erlaubt dies spielerisch und schier mühelos). Über sie kann er Umgangsformen erproben, Wünsche ausdrücken und soziale Interaktionen wagen, in denen er vorher gehemmt und unsicher gewesen wäre. Bianca holt Lars mit ihrem zurückhaltenden Charme aus seiner Einsamkeit.

Ähnliches passiert in *The Beaver*, (2011, Jodie Foster): Der Hauptprotagonist Walter Black (Mel Gibson) rettet sich aus seiner Depression, indem er anfängt, einer Handpuppe das Sprechen zu überlassen. Auch hier wird die verquere Situation grösstenteils positiv aufgenommen, kontrovers diskutiert und genutzt. So gelingt es dem in seiner Soziabilität Eingeschränkten, sich zu äussern und neue Seiten an sich zu entdecken.
In beiden Filmen steht die Kommunikation der verdrängten innerpsychischen Welt über das Vehikel der Puppe im Zentrum. Und in beiden Fällen ist diese Taktik ein skurriles, komisches Element, aber durchaus erfolgreich. Wie sieht nun die Beziehung zwischen Puppen und Personen in der Realität aus? Lässt sich die Faszination für die «[verkleinerte] Nachbildung einer menschlichen Gestalt, eines Kindes [als Spielzeug]» (Definition: Duden, 2013) psychologisch erklären oder therapeutisch nutzen?

> *«Elemente aus E-Learning, Edutainment und Game-Based Learning werden heute vermehrt in therapeutischen Settings genutzt.»*

Die Puppe im Wandel der Zeit
Die Kulturgeschichte der Puppe reicht zurück bis in die Frühzeit und evolviert parallel zu den Entwicklungen der Herstellungsmöglichkeiten: Mit jedem neuen Material und jeder Bearbeitungstechnik nimmt der Variationsreichtum zu. Dabei ist die Puppe als frei handhabbares Objekt abzugrenzen von menschlichen Darstellungen, die rein künstlerisch-abbildhaften Charakter haben, wie etwa Verzierungen auf Gebrauchsgegenständen oder Figurinen, Büsten und Statuen. Die Puppe dient dem Spiel und hat je nach Kontext auch religiöse oder magische Bedeutung (vgl. Fooken, 2012). Es gibt fast nichts, das Puppen nicht können: Zierlich auf dem Sofa sitzen, gelenk Glieder verrenken; Babypuppen, die essen, pieseln, klimpern und «Mama» brabbeln. Barbie hat sich seit den 50er Jahren in jeder erdenklichen Form, von Prinzessin bis hin zur Testpilotin, als Freundin aller Mädchen etabliert. Auch bei Actionfiguren gehören Designereditionen zu beliebten Sammlerobjekten (vgl. z.B. «ART & TOYS – Collection Selim Varol», Ausstellung im Me Collectors Room, Berlin, 2012). Die für eine psychologische Betrachtung wohl interessanteste Unterscheidung ist jene zwischen Puppen, um die man sich kümmert versus Puppen, die eine Repräsentationsfunktion übernehmen. Eine Kinderpuppe, die gefüttert, gewaschen und gewickelt werden muss, versetzt das spielende Kind direkt in die Rolle der Mutter: Es gilt, für das abhängige Objekt Verantwortung zu übernehmen (Erste Studien zum kindlichen Spielverhalten mit Puppen siehe Ellis & Hall: A Study of Dolls, 1896). Die Puppe fungiert einerseits als passives Objekt und nur eventuell als sich auflehnendes Subjekt, wenn sie beispielsweise Brei ausspuckt und der elterlichen Fürsorge undankbar und trotzig entgegentritt. Hier zeigt sich unbewusst eine spielerische Konfrontation zwischen Verhaltensweisen des Kindes und der Eltern. Anders ist das Verhältnis zu erwachsenen Puppen, die als Repräsentanten besetzt werden können: Ken und Action-Man müssen nicht rebellieren und erzogen werden, sondern können sich in ihrer phantastischen Souveränität ausleben.

So schön wie Barbie
Keine Liebe ohne Wahn: Mögliche Nebenwirkungen der überidealisierten, besitzergreifenden oder angsteinflössenden Figur unterstreichen die Rolle der Puppe als Produkt menschlicher Assoziationen. Ein klassisches Beispiel wäre die feministische Kritik an der Vorbildfunktion der Barbiepuppe, die mit ihren Körpermassen fernab der statistischen Realität ein verzerrtes Bild weiblicher Schönheit zeichnet. Dies könne zu falschen Vorstellungen in Bezug auf das eigene Aussehen führen und mit Körperschemastörungen assoziiert sein. Einige besonders extreme Fälle der exzessiven Anwendung plastischer Chirurgie haben den Begriff des «Barbie-Syndrome» geprägt: Frauen, die mit allen medizinischen Mitteln versuchen, ihrem Ideal ähnlicher zu werden, teils mit erschreckend erstaunlichem Erfolg (Lind, 2008).



Bildquelle: Josefine Biskup

Entwicklungspsychologie und Edutainment
Frühe wissenschaftliche Artikel zu kindlichem Spielverhalten aus psychologisch-pädagogischer Sicht erschienen um 1900 (Ellis & Hall, 1896) und entwickelten sich über die 1930er Jahre hinweg, zusammen mit dem wachsenden Interesse an behavioralen und entwicklungspsychologischen Aspekten. Eine interessante Übersicht der damaligen Ansätze findet sich bei Lehman & Witty (1927). So zeigte sich, dass Puppenspiele für Mädchen bis zum Einsetzen der Pubertät interessant sind (Lehman & Witty, 1931), danach interessieren sie sich mehrheitlich für andere Dinge, haben keine Zeit mehr oder wissen selbst nicht genau, warum ihr Interesse nachlässt (50% der befragten Mädchen in Ellis & Hall, 1896). Bei Jungen sieht das Verhalten in Bezug auf das Spielen mit Objekten (Autos, Schiffe, etc.) laut den damaligen Ergebnissen ähnlich aus. Aus heutiger Sicht steht diesen frühen Befunden sicherlich eine Entwicklung entgegen: Das Videospiel. Elektronische Spielgeräte sind zu alltäglichen Begleitern geworden, wie das Spiel durch und mit einer dritten Person in Form virtueller Avatare, wobei zu bemerken ist , dass die Spielstrukturen meist einem linearen oder flussdiagrammatischen Ablauf folgen und die Kreativität somit relativ eingeschränkt ist, da die Vorstellungsbilder vorgegeben sind. Ungeachtet dessen stellt diese neue Lust am Spiel mit dem digitalen Objekt eine nicht zu vernachlässigende Tendenz dar, die teilweise Überschneidungen mit dem Puppenspiel hat, beispielsweise in Form von Spielen, die Aufmerksamkeit und Pflege durch den Besitzer erfordern (Tamagotchi) oder soziale Verhaltensmuster abrufen, wie Rollenspiele, die moralische Entscheidungen abverlangen in Form altruistischer Handlungen oder Vertrauen gegenüber anderen Figuren. Die Diskussion der letzten Jahre über die Gewalt in «Killerspielen» sowie über einzelne schwere Fälle von Abhängigkeit (zur Debatte über die Wirkung von Computerspielen siehe diverse Artikel von Jürgen Fritz, bspw. in Fritz, 1995), geniessen breite Medienpräsenz im Gegensatz zu den innovativen Ansätzen in Independent-Produktionen oder Serious Games. Elemente aus E-Learning, Edutainment und Game-Based Learning werden heute vermehrt in therapeutischen Settings genutzt, beispielsweise in der Rehabilitation und Physiotherapie sowie der Verhaltensforschung und Psychotherapie (zu Serious Games siehe bspw. Müller, C., 2010 oder Brezinka, M. Götz, U., Suter, B., 2007).

> *«Im Vergleich zu ner lebenden Frau hat sie den Vorteil, dass sie nicht spricht.»*

Spieltherapie und der Einsatz von Puppen
Melanie Klein erkannte während ihren Ansätzen zur Kinderanalyse (Klein, 1932) den Widerstand ihrer Patienten im Gespräch. Diese Schwierigkeit führte zum Vorschlag der Spieltechnik als eine der Sprache äquivalente Methode, die der kindlichen Ausdrucksweise gerecht wurde. Der sprachlich vermittelte Traum und die freie Assoziation würden in der präsymbolischen Kommunikation des Spiels ihre Entsprechung finden (nach Gast, 2011). Die Fachverbände in der Schweiz und in Deutschland berufen sich allerdings auf Gestalttherapeutische Ansätze nach C. G. Jung (für eine umfangreiche Diskussion verschiedener Ansätze siehe Weiss, 2008 und Weinberg, 2011). Im deutschsprachigen Raum hat Gudrun Gauda umfangreich zum Thema Puppenspiel in der Therapie publiziert (Gauda, 1997, 2004, 2007). Das von Jacob Levy Moreno entwickelte Psychodrama sieht sie als einen wichtigen Vorläufer zu heutigen Ansätzen. Es beinhaltet ein Ausagieren von inneren Konflikten auf einer «äusseren Bühne» im Rollenspiel, welches Moreno bei den Kindern am Spielplatz beobachten konnte. Da Kinder jedoch oft gehemmt reagieren, wenn sie direkt aufgefordert werden, an einem solchen Spiel teilzunehmen, diene die Puppe als Vehikel und Medium zur Kommunikation: «Dadurch, dass sie stellvertretend für etwas oder jemand anderen steht, darf die Puppe auch alles: Sie darf schimpfen, fluchen, spucken, kämpfen, zerstören, weinen, lieben, lachen, aggressiv sein und anlehnungsbedürftig, sie darf rauben, morden, zaubern und verwandeln – und vieles mehr. Kurz, sie – als Puppe – darf alles, was wir Menschen oft nicht dürfen oder uns nicht trauen und sie kann auch alles.» (Gauda, G.: Grundgedanken des therapeutischen Puppenspiels). Da Kinder dem magischen Denken noch am nächsten zu sein scheinen, seien sie besonders gut zugänglich. Ausserdem eigne sich die Therapie für ältere Menschen und bestimmte Problemgruppen (Alkoholiker). «[…]die Puppe fängt alle unkontrollierten und überschüssigen Affekte auf. Sie erlaubt Verbindung und Abgrenzung gleichzeitig – was nirgendwo sonst möglich ist.» (Petzold, H., & Ramin, G., 1991). Genau diese Funktion scheinen die Puppen in den eingangs angeführten Filmbeispielen auch zu übernehmen, allerdings für Altersgruppen, die bisher wenig Beachtung in der Forschungsliteratur gefunden haben, was die therapeutischen Möglichkeiten betrifft. In der Gerontopsychiatrie sind positive Effekte bekannt (Petzold, H. 1983 und 2004/2005). Es lässt sich also annehmen, dass sich Erwachsene unter den heutigen gesellschaftlichen Bedingungen für spielerische Herangehensweisen motivieren lassen – doch mit einer Puppe sprechen? In den Filmbeispielen kommt dieser Impuls von den Protagonisten aus; die Puppe beginnt also gleichsam das Gespräch von selbst, nicht durch einen Therapeuten vermittelt. Mit einer leblosen Puppe zu sprechen und zu spielen könnte als peinlich und unsinnig empfunden und daher abgelehnt werden. Warum also nicht die Puppe das Gespräch beginnen lassen?

Mensch und Maschine: HRI (Human–robot interaction)
Tatsächlich kommunizieren wir täglich mit leblosen Partnern: Maschinen. Browser leiten uns durch Informationsströme, Google und Wikipedia kennen die Antwort auf nahezu alle Fragen, immer mehr Dienste werden online delegiert (Datenverwaltung, Mailverkehr, Zahlungen, Einkäufe, Bildverwaltung, Soziale Netze, etc.). Touch-Oberflächen und mobile Geräte bilden bei dieser Entwicklung einen nächsten Schritt der Vertrautheit: Die Ebenen der Kommunikation werden erweitert um taktile Reize, Änderungen in der Lageposition und gesprochenen

Sprache. In diesem Umgang werden elektronische Geräte also immer spielerischer und geniessen eine zunehmend reale Präsenz. In Japan werden seit längerer Zeit Roboter im Einsatz in Krankenhäusern und Altersheimen erprobt. Dabei kommen tierähnliche Designs (Seal-Robot Paro: Wada, K. & Shibata, T., 2007), aber auch Androiden zum Einsatz (Yoshikawa, M., Matsumoto, Y., Sumitani, M. & Ishiguto, H., 2011). In den japanischen Studien zeigen sich positive Effekte und ein aufgeschlossener Umgang gegenüber den Robotern. Der seehundförmige Plüsch-Roboter Paro animierte die Menschen im Pflegeheim zu mehr sozialer Interaktion, ausserdem zeigten sich während der Zeit tiefere Spiegel der Stresshormone in Speichel- und Urinproben. (Wada, K. & Shibata, T., 2007). Das humanoide Design soll im medizinischen Bereich und in der Fürsorge eingesetzt werden. Als Zuschauer soll der Roboter zwischen Arzt und Patient vermitteln, Angst abbauen und Vertrauen fördern. Weitere Anwendungen wären etwa der Roboter als Vertreter des Arztes bei Ferndiagnosen in der Telemedizin oder neuere methodische Ansätze zum besseren Verständnis von Erkrankungen und Einschränkungen, beispielsweise ein besseres Verständnis von Nachahmungsfähigkeit (Spiegelneurone) in Bezug zu Autismus, da die Interaktion zwischen Roboter und Proband genau beobachtet und experimentell angepasst werden kann (Yoshikawa et al., 2011).

Verführerischer Automat oder geistlose Hülle?

In ersten Studien hat sich gezeigt, dass die Anwesenheit von weiblich aussehenden Androiden, wie ReplieeQ2, der Kopfnicken und Lächeln mit dem Patienten synchronisiert, während einer medizinischen Untersuchung positive Effekte auf die Einstellung gegenüber des Doktors und auf die Zufriedenheit der Behandlung hat (E. Takano, Y., Matsumoto, Y., Nakamura, H., Ishiguro & Sugamoto, K., 2008). Bei Actroid-F, einem ähnlichen Modell, das Mimik und Kopfbewegungen mit denen des Probanden synchronisiert, bevorzugen 33% aller mit ihm konfrontierten Patienten einer Schmerzklinik in Tokyo die Präsenz des Roboters, wobei 50% ihm gegenüber gleichgültig sind und nur knapp 6% seine Abwesenheit wünschen (Yoshikawa et al., 2011). Ein Erklärungsansatz für Angst und Ablehnung lieferte Masahiro Mori 1970 mit der «Uncanny Valley»-Hypothese: Mit zunehmender Ähnlichkeit zum Menschen nimmt auch die empathische, positive Reaktion der Probanden zu. Doch bei einem hohen Grad an Familiarität können kleine Fehler im Bewegungsablauf plötzlich heftige negative Reaktionen auslösen, da der Roboter als unbeseelter Zombie gesehen wird. Nach einem tiefen Abbruch der Kurve steigt diese mit weiter zunehmender Perfektion der menschlichen Nachahmung steil an und führt zu einer theoretischen 100%-Akzeptanz und Empathie, wie sie gegenüber einer gesunden Person auftreten würde (zur Diskussion von Moris Hypothese siehe z.B.: Tondu, B. & Bardou, N., 2009).

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass die Puppe oder in den letzten Beispielen der Roboter, als dritte Person wahrgenommen wird, die als Unterstützung und Kommunikationsmittel fungiert. Die Neugier für das unbelebte Objekt regt die Phantasie an, es mit eigenen Inhalten und Bewertungen zu besetzen. Im Sinne eines Übergangsobjektes kann der Bezug zum eigenen Erleben und zum Therapeuten reguliert und langsam verändert werden, ohne eine direkte Konfrontation auszulösen. Der Proband fühlt sich weder allein oder ausgeliefert, noch bedroht oder beobachtet. Um es mit den Worten von Harald, einer realen Version von Lars in einer deutschen TV-Dokumentation, zu sagen: «Im Vergleich zu ner lebenden Frau hat sie den Vorteil, dass sie nicht spricht.» Diese Möglichkeit der völlig freien Besetzung eines Gegenstands, der zum Gegenüber und auch zum Gefäss für Ängste, Träume und Konflikte werden kann, sollte in Bezug auf die therapeutische Wirksamkeit weiter klinisch erforscht werden. Nicht zu unterschätzen sind hierbei auch die Chancen zur Kostensenkung – sei es der Einsatz von künstlichen Interfaces in der Telemedizin, die Roboterrobben statt Stationstieren in Heimen oder die schon weiter verbreiteten E-Learning- und E-Therapie-Angebote, die therapeutische Settings enorm unterstützen können, beispielsweise im Sinne einer konstanten Auseinandersetzung auch zwischen den Therapiesitzungen, und den Patienten zudem wohl einen hohen Grad an Selbstwirksamkeit vermitteln können. Die Neugier und die Freude am Spiel stellen in den genannten Ansätzen sicherlich ein enormes Potential dar, das vor allem bei entsprechender gesellschaftlicher Akzeptanz den grossen Vorteil einer sehr geringen Hemmschwelle und somit einer hohen Compliance mit sich bringt – eine Therapie, die Phantasie, Entdeckungslust und Freude am Erfolg in der persönlichen Entwicklung anregt, ist sicherlich ein vielversprechendes Feld.

Zum Weiterlesen

Fooken, I. unter Mitarbeit von Lohmann, R. (2012). *Puppen – heimliche Menschenflüsterer. Ihre Wiederentdeckung als Spielzeug und Kulturgut.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
Müller-Tamm, P. und Sykora, K. (Hrsg.) mit Beiträgen von Bredekamp, H. et al. (1999). *Phantasmen der Moderne: Puppen, Körper, Automaten.* (AK). Köln: Oktagon.
Brezinka, V., Götz, U., Suter, B. (2007). Serious Game Design für die Psychotherapie, in *edition cyberfiction [game design],* Zürich: Update Verlag.
Gauda, G. (2007). *Theorie und Praxis des therapeutischen Puppenspiels.* Norderstedt: BoD.
Weinberg, D. (2011). *Traumatherapie mit Kindern: strukturierte Trauma-Intervention und traumabezogene Spieltherapie.* Stuttgart: Klett-Cotta.
Simon, T., Weiss, G. (Hrsg.) (2008). *Heilpädagogische Spieltherapie. Konzepte – Methoden – Anwendung.* Stuttgart: Klett-Cotta.
Becker, H., Scheermesser, M., Früh, M., Treusch, Y. & Auerbach, H. (2013). *Robotik in Betreuung und Gesundheitsversorgung,* Zürich: vdf Hochschulverlag AG.

Der Psychopath von Nebenan

Sich ungefragt Kleider ausborgen, von der Strebsamkeit eines Kollegen profitieren, sich mit mehreren Personen gleichzeitig verabreden. Laut dem Buch *Gestört – Erkennen Sie die Psychos in Ihrem Leben* sind dies alles Beispiele für Anzeichen psychopathischen Verhaltens.

von Ebongo Tshomba

Einige Tiere haben die Fähigkeit zu lernen. «Können Sie es sich leisten, dieses Buch nicht gelesen zu haben?» In fettgedruckten Buchstaben steht dieser Satz auf der Rückseite des Einbandes. In ihrem Buch *Gestört – Erkennen Sie die Psychos in Ihrem Leben* will die forensische Psychologin Kerry Daynes dem Laien beibringen, potentielle Psychopathen «zu erkennen, sie einzuordnen und unschädlich zu machen». Der Einband verspricht nützliche Fallbeispiele, praktische Tests und effektive Strategien, um, wie sie schreibt, «den Teufel in Ihrem Leben zu identifizieren».
Es soll zuletzt noch betont werden, dass die hiermit präsentierten Aussagen auf wackeligen Beinen stehen. Die Forschung zu sozialem Lernen und Spiegelneuronen ist noch ungenügend fundiert und wird von Teilen der Forschungsgemeinschaft als «Hype» bezeichnet. Aber was gibt es Schöneres als zu spekulieren und nach Zusammenhängen zu suchen?

Der Psychpath, der Facebook-Freund
Wenn sie auf Facebook 100 Freunde haben, ist laut Kerry Daynes mindestens einer davon ein Psychopath. Die American Psychology Association schätzt den Anteil an Psychopathen in der Bevölkerung tatsächlich auf ein bis drei Prozent. Das Buch spielt mit der Angst, die heutzutage auch von den Medien geschürt wird, dass sich hinter jedem freundlichen Lächeln eine List oder gar Schlimmeres verbergen könnte und wir umgeben sind von Wölfen in Schafspelzen und tickenden Zeitbomben. Was ist, wenn Ihre Nachbarin eine Mary Bale, Ihr Kollege ein Kweko Adoboli, Ihr Ehepartner ein Helg Sgarbi oder Ihr Kind ein Adam Lanza ist?

Der Psychopath, der Patient
Psychopathie ist im DSM und im ICD verzeichnet und gilt in der forensischen Psychologie und Psychiatrie als eine besonders schwere Form von dissozialer/antisozialer Persönlichkeitsstörung. Der Begriff Psychopath wurde besonders vom amerikanischen Psychiater Hervey M. Cleckely geprägt. In seinem Buch *The Mask of Sanity* berichtet er vom Phänomen, dass gewisse Menschen, im Gegensatz zu Patienten mit diagnostizierten psychischen Störungen, normal sogar sehr einnehmend und gewinnend wirken können, obwohl sie unter Wahnvorstellungen oder Halluzinationen leiden. Der Psychopath versteckt sich nach Cleckley hinter einer Maske, welche die nahezu perfekte Imitation eines gesunden Menschen ist, obgleich es ihm im Innern an fundamentalen Persönlichkeitsstrukturen, nämlich der Fähigkeit echte Emotionen zu empfinden und dem Gefühl für ethisches und moralisches Verhalten, fehlt. Jedoch gehen mit der Psychopathie, anders als bei einer dissozialen Persönlichkeitsstörung, delinquentes Verhalten oder Normverstoss nicht zwingend einher.
Robert D. Hare entwickelte aus Cleckleys Konstrukt eine Psychopathie-Checkliste, auf der sich jeder von uns irgendwo befindet. Wo genau die Grenze zur Persönlichkeitsstörung liegt, wird im Buch von Kerry Daynes nicht festgelegt, vielmehr scheint sie mit ebendiesem Spielraum zu kokettieren.

> *«I didn‘t know what made people want to be friends. I didn‘t know what made people attractive to one another. I didn‘t know what underlay social interactions.»*
> – Ted Bundy

Der Psychopath, der Filmstar
Der Psychopath löst immer wieder eine morbide Faszination aus, wobei der Begriff in den Medien oft mit dem Begriff «Serienkiller» gleichgesetzt wird. Auch verschiedenen historischen Persönlichkeiten werden psychopathische Eigenschaften zugeschrieben und in Filmen ist der Psychopath oft die Figur, die den grössten Eindruck hinterlässt. In Kerry Daynes Buch erweckt er schon fast den Eindruck eines Übermenschen: intelligent, furchtlos, gewissenlos, raffiniert. Ein perfekter Blender und Verführer.

Psychopathie-Checkliste nach Hare
Die Psychopathie-Checkliste (PCL) nach Hare ist ein Instrument, mit dem Psychopathie diagnostiziert werden soll. Werte befinden sich im Bereich 0-40. Inhaltlich gliedert sie sich in zwei Faktoren:

Faktor 1:
Interpersonell:
- Oberflächlicher Charme
- übersteigerter Selbstwert
- pathologisches Lügen
- betrügerisch/manipulativ
Affektiv:
- Mangel an Reue und Schuldbewusstsein
- Flaches Gefühlsleben
- Mangelndes Einfühlungsvermögen
- Mangelnde Bereitschaft Verantwortung für das eigenen Handeln zu übernehmen
- Geringe Impulskontrolle

Faktor 2:
Lebensstil:
- Stimulationsbedürfnis/ schnell gelangweilt
- Parasitärer Lebensstil
- Fehlen von realistischen, langfristigen Zielen
- Impulsivität
- Verantwortungslosigkeit
Antisozial:
- frühe Verhaltensprobleme
- Jugenddelinquenz
- Kriminelle Versiertheit
Items, die in keinen der genannten Bereiche fallen:
- Promiskuität
- Viele kurzzeitige, eheähnliche Beziehungen



Bildquelle: Ronny Peiser (ronnypeiser.de)

Trotz alledem ist Psychopathie eine schwere Persönlichkeitsstörung. Selbst erfahrene forensische Psychologen und Psychiater tun sich mit der Diagnose schwer. Psychopathie ist unter anderem auch an deutlichen Normabweichungen in der Gehirnstruktur zu erkennen. Skrupelloses oder delinquentes Verhalten ist bei weitem nicht Anlass genug, um jemanden als Psychopathen zu bezeichnen.

Der Psychopath, der Vollidiot

Die Tatsache, dass rücksichtsloses und egoistisches Verhalten oftmals situationsbedingt auftritt und zudem durchaus menschlich ist, verliert sich bei *Gestört – Erkennen Sie die Psychos in Ihrem Leben* über die Buchseiten hinweg. Mit anschaulichen Fallbeispielen und Anekdoten zeichnet die Autorin ein überspitztes Bild vom Psychopathen von Nebenan und verwischt dabei die Grenzen zwischen Störungsbild und normalmenschlichem Verhalten. Der im Verlaufe des Buches auftauchende Hinweis, man solle als unqualifizierter Laie niemandem die Diagnose «Psychopath» aufstempeln, kommt der Aufforderung «denken Sie nicht an einen roten Apfel» gleich: Das Gehirn fängt während der Lektüre automatisch an zu rattern und der Leser ist geneigt nach psychopathischen Anzeichen und Symptomen im Kollegen-, Bekannten- und Verwandtenkreis zu suchen. Jemandem die Diagnose Psychopath zu stellen ist verlockend und klingt auch wesentlich eleganter, als jemanden schlicht Vollidiot zu nennen.

Meine persönliche Antwort auf die Frage, die sich auf dem Buchrücken befindet, lautet deshalb: Ja, man kann es sich durchaus leisten, dieses Buch nicht gelesen zu haben, es sei denn, man möchte sein allzu harmonisches Alltagsleben mit ein paar kräftigen, paranoiden Wahnvorstellungen würzen. ■

Exkurs

Es gibt unter anderem Studien, die dafür sprechen, dass Psychopathie mit reduziertem Amygdala-Volumen einhergeht. Des Weiteren gibt es Hinweise auf strukturelle Abweichungen im präfrontalen orbitofrontalen Kortex, welcher mit sozialem Normverständnis und Schuldgefühlen in Verbindung gebracht wird. Der Psychologe James Blair versteht die Psychopathie als eine auf eine emotionale Behinderung zurückgehende Verhaltensstörung.

Zum Weiterlesen

R.D. Hare & Paul Babiak (2006). *Snakes in Suits: When Psychopaths Go to Work.* New York: HarperCollins.

Von Marquis de Sade bis Fifty Shades of Grey
Faszination Sadismus

Die schlechten Rezensionen des Erotik-Romans 50 Shades of Grey von Erika L. James überschlagen sich regelrecht. Es ist von «Schmuddelschinken», «Twilight für grosse Mädchen» und «Bodice-Ripper» die Rede. Dennoch schlägt die Trilogie alle Verkaufsrekorde. Mindestens soviel Aufruhr gab es um die Werke von Marquis de Sade im 18. Jahrhundert bei gleichzeitig immensem Interesse der Öffentlichkeit. Wie viel hat sich seit den Zeiten de Sades geändert? Wie hat sich die Reaktion der Öffentlichkeit auf sexuelle Abweichungen gewandelt? Und wie steht die Psychologie zum Sadismus?

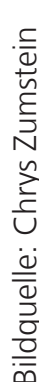
Von Fabienne Meier

Wer war Marquis de Sade?
Donatien-Alphonse-François de Sade wurde 1740 in eine mächtige, aber verarmte französische Adelsfamilie geboren. Er gilt als der unfreiwillige Namensgeber des Sadismus. Er schrieb über das, was wir heute Sadismus nennen, hat aber den Begriff selbst nie benutzt. Der Schriftsteller verbrachte einen Grossteil seines Lebens in Haft oder in psychiatrischen Kliniken (Faust, 2013). Daher schrieb er seine zahlreichen Romane, Kurzgeschichten, Bühnenstücke und Essays in Gefangenschaft, wovon die meisten konventionellen Inhalts innerhalb der akzeptierten literarischen Normen seiner Zeit waren. Besonderes Aufsehen erregten aber seine freizügigeren Romane, von denen er nur vier geschrieben hat: *Die 120 Tage des Sodom, Justine, Philosophie im Boudoir* und *Juliette* (Phillips, 2005). In Freiheit führte er ein ausschweifendes, freizügiges Dasein. In seinem eigenen Leben, wie auch in seinen *libertinen* Romanen (siehe Kasten) vertritt er die «Parole des Genusses à tout prix» und seine literarischen Figuren erkunden «alles, was der irdische Leib zu bieten hat» (Heitmüller, 1993, S. 17f). Fernab jeglicher moralischer oder religiöser Grenzen stellt er seine Protagonisten in jeder erdenklichen Form der Kopulation dar.

Sadismus und Masochismus
In Anlehnung an Marquis de Sade führt der Psychiater Richard von Krafft-Ebing in seiner berühmten Schrift «Psychopathia Sexualis» die Bezeichnung Sadismus als eine «Neigung, anderen Menschen Schmerzen, Grausamkeiten und Erniedrigung zuzufügen und dabei Lust zu empfinden» (Faust, 2013, S. 2) ein.

Der Begriff *Masochismus* hat seinen Ursprung ebenfalls in Krafft-Ebings Werk. Er bezeichnet die Lustempfindung einer Person bei komplettem, bedingungslosem Kontrollverlust an ihr sexuelles Gegenüber. Dabei ist nicht nur das Empfangen von Schmerz, sondern vor allem die Fantasie von Unterwerfung einer Dominanz von Bedeutung. Auch zu dieser Namensgebung liess sich Krafft-Ebing von einem Schriftsteller, der über Lust am Schmerz schrieb, inspirieren. Dabei handelt es sich um den Österreicher Leopold von Sacher-Masoch (Weinberg und Kamel, 1983).
Über die Natur des Sadomasochismus wird bis heute in Fachkreisen diskutiert. Sigmund Freud erkannte zum Beispiel die Existenz des Sadismus in Form einer aggressiven Komponente des Sexualtriebes im normalen Individuum. Mit der Normalität des Masochismus konnten sich Freud und Krafft-Ebing allerdings weniger anfreunden, erst recht nicht, wenn es einen Mann betraf. Im Gegensatz zu Krafft-Ebing sah Freud Sadismus und Masochismus als zwei Pole derselben Sache an, die sehr oft gleichzeitig in einer Person vorhanden sind. Auch Havelock Ellis betonte, dass Sadismus und Masochismus nicht gegenteilig, sondern vielmehr komplementär auftreten. In seinen Studien wählte er vorsichtigere Termini: Weg von «grausam» und «pervers», hin zur Lust am Schmerz – auch «Algolagnia» genannt. Darin inkludierte er die Liebe und die Lust an der Befriedigung des devoten Partners. Ein «Algolagnist» konnte passive oder aktive Tendenzen haben, also tendenziell lieber Schmerz empfangen oder zufügen. Durch diese Begriffseinengung ging aber die zweite Seite des Sadomasochismus verloren: Es ist nämlich nicht einfach nur Schmerz, sondern eher die Illusion von Gewalt, der Kontrollverlust und die Unterdrückung, die viele S-M-Techniken ausmachen. Es war schliesslich der Anthropologe Paul Gebhard, der 1969 den Sadomasochismus im kulturellen Kontext betrachtete und als soziales Verhalten in einem subkulturellen System erkannte. Ähnlich wie die Schwulenszene, herrscht eine Subkultur der «Lack- und Leder-Szene», in der – im Gegensatz zum Verständnis von Freud oder Krafft-Ebing – ein unterwürfiger Mann alles andere als abnormal ist (Weinberg und Kamel, 1983).

Klassifikation sexueller Deviationen
Das internationale Klassifikationssystem ICD-10 der WHO listet sexuellen Masochismus und Sadismus unter den zehn häufigsten Paraphilien auf und definiert letztere wie folgt: «Über einen Zeitraum von 6 Monaten bestanden wiederkehrende, starke, sexuelle Impulse, Handlungen und/oder sexuell erregende Phantasien, die reale, nicht simulierte Handlungen beinhalten, in denen das psychische oder physische Leiden (einschl. Demütigung) des Opfers für die Person sexuell erregend ist» (Kockott, 2005, S. 164).
Bereits im oberen Abschnitt konnte gezeigt werden, dass die Definition von Sadismus und Masochismus keine einfache Angelegenheit ist und war. Mit der klinischen Variante – die Klassifikation dieser zwei als Störung – verhält es sich keineswegs anders.
Es bestehen vielerlei Synonyme für sexuelle Deviation – Perversion, Störungen der Sexualpräferenz oder Paraphilie – im weiteren Verlauf dieses Artikels soll zwecks Umgänglichkeit und Neutralität der Begriff Paraphilie verwendet werden. Nach Marks (1974) werden Paraphilien wie folgt definiert: «ein Sexualverhalten, das auf ein unübliches Sexualobjekt (z.B. Pädophilie) gerichtet ist, oder eine unübliche Art sexueller Stimulierung (z.B. Fetischismus) anstrebt» (Kockott, 2005, S. 163). Wichtig ist hier vor allem der Zusatz, dass die dranghaften Bedürfnisse oder Verhaltensweisen zu Leiden oder Beeinträchtigung in sozialen, beruflichen oder anderen Lebensbereichen führen oder sich auf nicht-einwilligungsfähige Personen beziehen (Kockott, 2005). Im letzteren Fall sprächen wir aber schon von strafbarer sexueller Delinquenz, welche später noch behandelt wird.


Bildquelle: Chrys Zumstein

Es stellt sich nun die Frage, was das übliche Sexualverhalten und eine Abweichung davon genau bedeutet? In diesem Zusammenhang soll ein Aspekt angesprochen werden, der für alle psychischen Störungen, aber im Besonderen für Paraphilien von Bedeutung ist: Zeit- und Kulturgebundenheit (Kockott, 2005). Was zu de Sades Zeiten üblich war, muss es heute nicht immer noch sein und was damals als paraphil galt, könnte heute absolut üblich sein. Die Entstehung von Sexualität und deren Bewertung muss immer im politisch-historischen Kontext betrachtet werden. Dieser Kontext soll im nächsten Abschnitt genauer besprochen werden.

Wahrnehmung und Bewertung durch die Öffentlichkeit

Es gibt drei Hauptaspekte der Skandal-Lektüren de Sades, an denen man den vermeintlichen Wandel des historischen Kontextes und damit der Reaktion der Öffentlichkeit festmachen kann: Sexualität, Gewalt und Psychopathologie. Die ersten beiden Aspekte sollen im folgenden, der letzte im nächsten Abschnitt behandelt werden.

Das zeitgenössische Publikum de Sades hatte mit der Darstellung von Gewalt nicht im Geringsten ein Problem, vorausgesetzt deren Ursprung war pure Bosheit. Entspringt sie aber einer Lust an Grausamkeit, war dies kaum tolerierbar. Viel heikler als die Zurschaustellung von Gewalt war die «Gottlosigkeit» der Texte. Auf Blasphemie galt sogar die Todesstrafe (Heitmüller, 1994). Umgekehrt verhält es sich im 21. Jahrhundert, wie man an den Reaktionen auf *50 Shades of Grey* sehen kann. Tatsächlich gab es Proteste seitens einer Frauenhaus-Direktorin bezüglich E. L. James' Buch – es habe eine subliminale Botschaft häuslicher Gewalt inne, die einer ganzen Generation Frauen das Gefühl gebe, es sei in Ordnung, geschlagen zu werden. Der Verhaltenstherapeut Jo Hemmings entgegnet, dass die Lust-Schmerz-Achse einer fiktionalen Liebesgeschichte zweier einstimmender Personen nichts mit häuslicher Gewalt zu tun habe (Flood, 2012). Hier ist es wichtig, den Zusatz der nicht einwilligenden Personen von Marks Definition einer Paraphilie nochmals aufzugreifen und zu betonen, dass sexueller Sadismus nicht mit sexueller Delinquenz gleichgesetzt werden darf. Im Gegenteil – nur circa 0.5 – 1 % der Sexualstraftäter sind Sadisten. Fiedler (2004) kommt zum Ergebnis, dass Sexualstraftäter psychopathologisch Straftätern ähnlicher sind als Paraphilen. Bei einem Vergewaltiger steht zum Beispiel meist der «übliche» sexuelle Akt bei nicht einwilligenden Partnern im Vordergrund. Paraphile hingegen interessieren sich vor allem für «nicht-übliche» Sexualpraktiken und sind in der Regel fähig, die Partnerinteressen zu berücksichtigen (Kockott, 2005).

Die öffentliche Konzeption von Sexualität hat sich bereits während de Sades Lebzeiten im Wandel befunden. In der vorrevolutionären Zeit war Sex grundsätzlich ein Thema der Familie, was aber nicht bedeutete, dass er ausschliesslich in der Familie stattfand. Die Ehe wurde damals aus Vernunft geschlossen. Marquis de Sade, der ein ausschweifendes Leben als Libertin führte, bediente sich, wie viele Ehemänner der Zeit, extrafamiliärer sexueller Beziehungen. Das Problem war, dass er es keineswegs geheim halten

wollte. Die Offenlegung dieses Verhaltens war Grund genug, ihn ins Gefängnis zu bringen. Die französische Revolution brachte den Umbruch. Mit Napoleon Bonapartes Aufstieg und mit ihm der Aufstieg von Freiheit und Gleichheit, trat die Sexualität aus dem Schatten der Familie heraus. Das Reich der Untertanen war vorüber, nun entstand ein Reich von freien, gleichen und produktiven Bürgern und so wurden die Geburtenziffer, Sterblichkeit und Gesundheit der Staatsbevölkerung zur Sache institutioneller Kontrolle. Das ausschweifende Sexualleben de Sades galt im Sinne der Produktionsgesellschaft als verschwenderisch und so erklärte man ihn – in Ermangelung anderer Gesetze und vergangener totalitärer Autorität – für geisteskrank. Bezüglich der Sexualität hat sich die Funktion der Ehe in der postindustrialisierten Welt weg von der Zweckgemeinschaft hin zur romantischen Beziehung bewegt. Das bedeutet höhere Ansprüche an den Partner und damit einhergehend ein grösseres Interesse an der Erbringung sexueller Befriedigung bei gleichzeitig zunehmender Fokussierung der Sexualität innerhalb der eigenen Partnerschaft (Heitmüller, 1994). Dies könnte ein Grund dafür sein, dass 50 Shades of Grey vor allem bei verheirateten Frauen ab 30 Anklang gefunden hat. Das Publikum hat sich also verschoben.

Ein *Libertin* wie er im Buche steht

Das französische Wort *libertin* kommt ursprünglich aus dem lateinischen *libtertinus,* was soviel bedeutet wie «zu den Freigelassenen gehörig». Im Frankreich des 16. Jahrhunderts kam ihm die Bedeutung des Freidenkers zu, vor allem im Bezug auf die Religion. Anfang des 18. Jahrhunderts – in dem de Sade seine Kindheit verbrachte – wurden ein neue Genre geboren: Der *libertine* Roman. Zur unverhohlenen Kritik an der kirchlichen Aristokratie kam nun auch noch die konventionelle Moral an die Reihe, mit der hart ins Gericht gegangen wurde. Die Romane schilderten das zügellose Leben von der Oberschicht angehörenden Wüstlingen – den Libertins. Viele dieser Bücher beinhalteten sexuell-explizites, ausführlich geschildertes und obszönes Material. Es wird angenommen, dass der junge Marquis de Sade zugriff zu dieser Literatur in der Bibliothek seines Onkels hatte und sein Leben und Werk dadurch massiv beeinflusst wurde. Nicht umsonst trägt der Roman « Die 120 Tage von Sodom» den Untertitel «oder die Schule der Libertinage» und spielt auf einem Adelsanwesen mit mehreren Libertins, deren «Spielgefährten» aus der Unterschicht entführt wurden.

Ist Sadomasochismus pathologisch?

Die Pathologisierung de Sades fungierte vor allem als Mittel, um den Störenfried der Öffentlichkeit zu entziehen. Seine Werke schafften es aber immer wieder nach draussen. Er verbrachte viele Jahre in der «Irrenanstalt Charenton», in der er ein sogenanntes «Irrentheater» aufführen durfte, das sich bald zu einem Geheimtipp der Pariser High Society entwickelte. Es gab einen grossen psychotherapeutischen Streit über die Ethik und Effizienz dieses Theaters bis es schliesslich beendet wurde (Heitmüller, 1994).

Eine Person als geisteskrank zu bezeichnen, hatte also auch eine instrumentelle Funktion inne. Im heutigen Diskurs spielt die Pathologie sexueller Deviation noch immer eine Rolle. In E. L. James' Trilogie werden dem sexuell-sadistischen Protagonisten eine Reihe psychischer Probleme zugeschrieben, die mit traumatischen Erlebnissen in der Kindheit zusammenhängen. Im öffentlichen Diskurs werden oftmals psychische Störungen, kritische Bedingungen während der Kindheit oder andere traumatische Erlebnisse als Erklärungen für sadistische Tendenzen im Sexualleben verwendet. In einer Studie von Pamela Connolly (2006) mit 132 Teilnehmern bestätigte sich dieses Bild keineswegs. Entgegen der psychoanalytischen Meinung zeigten Zugehörige der BDSM-Gemeinschaft keine höhere Prävalenz von Depression, Zwangs- oder Angststörungen. Des Weiteren konnte weder Evidenz für PTBS, andere mit Traumata zusammenhängende Phänomene, Persönlichkeitsstörungen, noch pathologischen Sadismus und Masochismus gefunden werden. Dem schliesst sich die Forschungsarbeit von Martins und Ceccarelli (2003) an, die zum Schluss kommt, dass unkonventionelle sexuelle Vorlieben nicht als Diagnosekriterien verwendet werden können und dass der einzige Aspekt, der S-M-Praktizierende von anderen unterscheidet, deren sexuelle Vorlieben seien.

Zusammenfassend kann man James sicher nicht als die weibliche Reinkarnation des Marquis de Sade bezeichnen. Sie greift zwar eines der Themen aus de Sades Werken auf und ihre Trilogie lässt durchaus Züge eines libertinen Romans erkennen, doch durch den unterschiedlichen historischen Kontext kann man die Werke nicht vergleichen. Literarisch – da muss man den zahlreichen Rezensionen recht geben – kann die britische Schriftstellerin nicht mit Marquis de Sade mithalten. Er galt als ausgezeichneter Rhetoriker und erlangte als Dramaturg Berühmtheit. Auch inhaltlich unterscheiden sich die Bücher. Während in *Fifty* Shades of Grey das Augenmerk auf Emotionen gelegt wird, kommen Gefühle bei keinem von de Sades Werken vor. Dafür lassen sich zwischen seinen Zeilen einige zeitgeistkritische, philosophische und vielleicht auch psychopathische Botschaften lesen. Bei E. L. James erregen vor allem die Reaktionen der Öffentlichkeit und ihr explosionsartiger Erfolg Aufmerksamkeit, als Schriftstellerin wird sie hingegen wenig gefeiert. Wie unterschiedlich die beiden auch sein mögen und wie wandelbar die Reaktionen der Öffentlichkeit und der Psychologie auf Paraphilien, so scheint die menschliche Sexualität damals wie heute ein bewegendes, herausforderndes Thema darzustellen. ■

Zum Weiterlesen

Sade, M. de (2006). *Die 120 Tage von Sodom*. Köln: Anaconda Verlag.

James, E. L. (2012). *Fifty Shades of Grey.* London: Random House UK.

Is it worth it?

As a practising Jew, one is faced with many challenges during daily university life. This article will focus on some personal experience where my religious believe clashes with the daily university business and what price one pays when living in two worlds. I will also explain why I am still motivated to continue on this path.

Von Simon Lang

It is Saturday morning 7:00 am. I am walking from Wiedikon to Oerlikon, a walk of one and a half hours, for the course PGK. Why?

In the Jewish religion every week on Friday evening from sunset to Saturday evening, we celebrate the day of rest called Shabbat. Shabbat is a day, where we reflect; we spend many hours in the synagogue, eat with our families and try to forget the hazards of the weekdays. This day comes with many obligations and restrictions. For example we are not allowed to write, to use electricity, to use public transport or to carry anything in public domain.

All my life at school or University I never went to any kind of courses on Shabbat. For this particular course I had to differentiate between the things, which are forbidden to do on Shabbat, and things, which are nice to have. As going to the PGK course was only twice I decided to give up on the «Nice to have» criteria, but remained adamant that I will not transgress the Shabbat i.e. do something that is forbidden. Consequently that meant, I could not write anything, I had to walk form Zurich Wiedikon to Oerlikon, giving a colleague my sandwiches a day before for her to bring along on Saturday.

It was a very lonely way to Oerlikon on that morning. From my Jewish social point of view I was not acting a hundred percent correctly (neither did I visit the Synagogue, nor did I follow other sabbatical obligations, and abused the intent of Shabbat to differentiate between Shabbat and weekdays) and from my non-Jewish colleagues at the PGK course, I was the «weirdo» not being able to write, having to walk etc. So this long way to Oerlikon was based on pure self-conviction, but despite all that in a metaphorical way very lonely.

Is it worth it?

Starting university in autumn last year, I had to take a course called «IPS» requesting obligatory attendance every Friday. I realised that I would not be able to attend three times, as we have New Year and other Jewish holidays in autumn.

People misconstrue, that Jewish festivals are like holiday. This unfortunately is not so. Especially New Year, one spends many hours in Synagogue self-reflecting, the past year and one's future. Jewish festivals are definitely more relaxing than being behind a desk at work, but they are not holidays as such.

Knowing there will be three Jewish festivals on Friday, I wrote to the responsible people at University, explaining that I will not be able to attend. I ended up doing a compensatory work according to APA standards, which obviously took me a lot longer than the sum of time, which I have missed at the IPS course.

Is it worth it?

Students have the habit of eating lunch together, meeting for supper at their homes or go out for an enjoyable evening. As I observe to eat strictly kosher only, I am very limited in what and where I can eat. The meals at the cafeteria, I cannot consume. Therefore I have to bring my own sandwiches or can only eat some fruits or chocolates. This might work at the cafeteria, but not in any other restaurants. This could restrain me ever becoming a fully accepted member of one of the group and always leaves me a tiny bit the odd one out.

Is it worth it?

Planning my schedule for the last autumn term, I wanted to take the course «Verhaltensmedizin». Looking at the exam dates, I saw the exam took place on Friday evening, 4th of January at 5:30 pm. As previously mentioned, Shabbat always begins with sunset and therefore Shabbat commenced on that date at 4:30 pm, which meant I could not write the exam at the normal time, as I am not allowed to write on Shabbat.
The University found a solution, that I could take the exam from 4:00 until 4:30 pm, waiting one hour until the other students commenced the exam (even though I had no mobile or any other device for communicating with the other students) and then walking back home from Oerlikon to Wiedikon, leaving my student card and pens at the institute (as I am not allowed to carry anything) only to pick them up the following week.

Is it worth it?

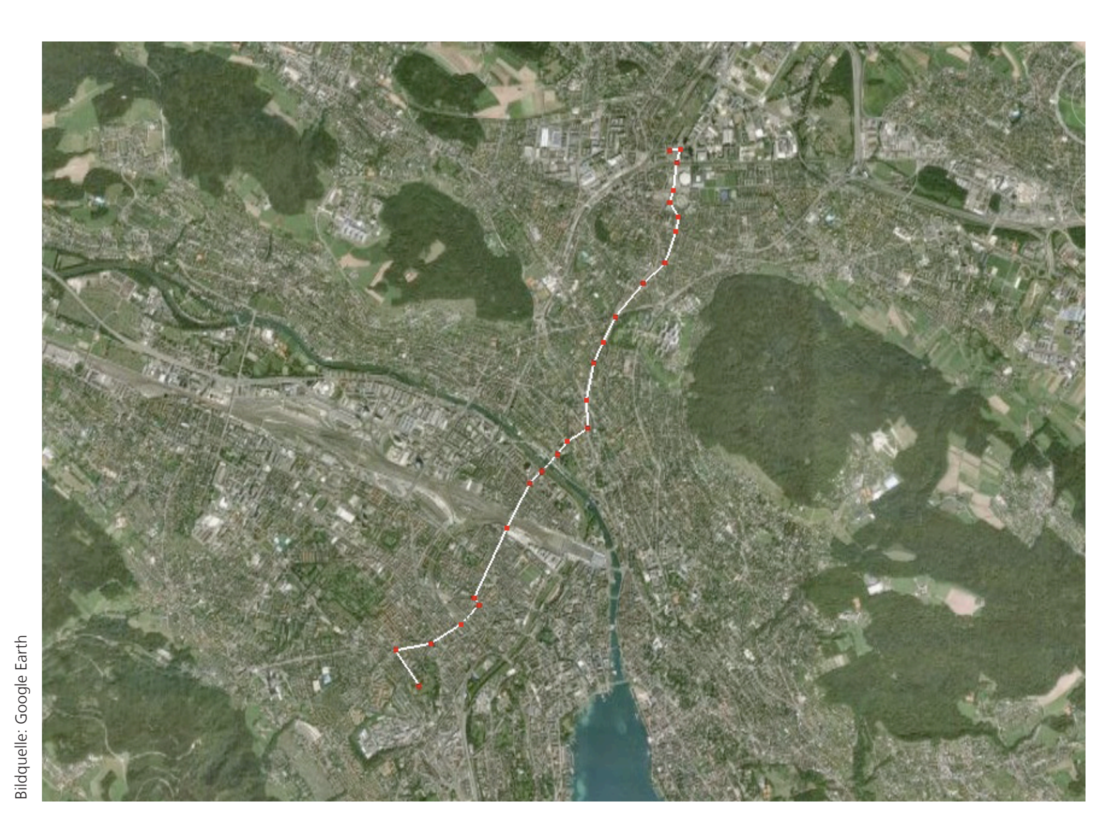
> *«An den Scheidewegen des Lebens stehen keine Wegweiser»*
> – Charlie Chaplin

Our main block of Jewish festivals is always around end of September until middle of October, which always means, I will be missing many lectures in the first month of the new term. This always means catching up, asking colleagues for notes, what did the professors say, working in advance...

Is it worth it?

The truth is, I very often ask myself whether it is worth it. As a practising Jew, one lives in two parallel worlds. Not only at University, I also work 40% as an actuary in a re-insurance company. Living in two worlds has its price.

As I am a doing my second studies, one has often different interests than the mainstream religious Jewish world, which makes friendship or a sense of belonging to a community rather difficult. People at my age usually are married and have family, so it is inevitable that interests dif-



Bildquelle: Google Earth

fer. On the other hand when being at University, I always get reminded that on a social level this is not completely my world either. My conviction and values are unique. I don't go to discos, clubbing or to various university parties. One always feels a bit as the outsider.

I often get asked if I really believe in all these obligations which seem senseless, or if I only keep them because I am scared of the guilty conscious which would follow in case of transgression. Also I get asked why I obey obligations, which I do not know the reason for.

I was born and raised orthodox. So these obligations are part of my identity. Even though, I would claim, that I am keeping commandments through my own conviction. Obviously I would have a guilty conscious going to McDonalds, but this negative emotion would fade after the tenth time.

Agreed I do not know all the reasons for the obligation and some reasons we – as the Jewish people – don't know, but we still keep them, as we believe those commandments are the will of God. If I could explain everything, if I could prove the existence of God, would there still be room for belief? Would there still be room for religion? If I can explain everything, what would be the difference between religion, where I keep commandments because they are God's will, and becoming a vegetarian, because I believe to do the right thing. As soon as I only keep the things I understand, the religion becomes flexible to one's own gusto, and the religious community would eventually fade away. Religion, from a Jewish perspective, is not a request programme. It is a matter of trust and a matter of believe.

There are also positive aspects of being religious and showing it. One sticks out of the crowd. At a visual level one gets recognised, the professors in the street recognise me followed by greeting each other. Also knowing I have my convictions and I live by them, gives me a sense of identity. I am not just a number. Not just one of hundreds of students.
Talking to many of my colleagues and explaining repeated times what kosher food is exactly, once again, I realise that I can transpose the picture of being religious but still «normal». With dialogue I can open up borders, break up clichés and explain my side of things.

It enriches me personally discussing with other students regarding various controversial topics, like values of partnership, marriage or dangers of the Internet.

My personal pleasure is trying to combine the scientific findings in psychology with the religion. Modern postulated findings are often mentioned in writings of Jewish sages 2000 years ago. For one of many examples, we learned past Semester the «Power Law of Learning» claiming, that with each repetition the reaction time of a related task becomes faster. Hillel, a great Rabbi living at 100 BCE postulated (Talmud, Tractate Chagiga; *9b*), regarding memory, that there is no similarity between one who reviews his learning 100 times and one who does it 101 times.

My dream is to work with children one day, especially with children from the religious community. The religious Jewish community is, perhaps more than other circles, subject to social pressures and therefore has many house-made problems, which are not linked to the religion. Being born and raised up in these circles, knowing the social components, I hope that one day I have the tools to help children or families facing these kinds of tribulations.

So even if I know my path can be lonely at times, I nurture the strength of my dream, helping people, children in the near future.

It is worth it!

Zum Weiterlesen
www.aish.com

Die universelle Sprache des Humors

… und wie er die Welt erträglicher macht.

Oft finden wir uns in Situationen wieder, die uns vor unterschiedliche Herausforderungen stellen. Mag es ein Vortrag, ein Date, ein Bewerbungsgespräch oder einfach nur Smalltalk sein. Gerne versuchen wir bei diesen Anlässen, unser Gegenüber mit Hilfe von Humor für uns zu begeistern. Aber was steckt hinter dieser Bemühung und wie wirkt Humor auf uns? Die verschiedenen Konzeptionen von Humor sind vielfältig. Im Folgenden wird Humor als Charakterstärke und somit als Teil der positiven Psychologie interpretiert (vgl. Kasten).

Von Theresa Geck

Die Wirkung

Bereits bei Betrachtung der weitreichenden kulturellen Auswahl an Unterhaltung fällt schnell auf, dass besonders die Sparte *Comedy* beliebt ist. Humorvolles lockt zum Verweilen, selbst bei gedrückter Stimmung. Menschen mögen es zum Lachen gebracht zu werden. Es erweckt Gefühle des Wohlbefindens, Empathie für das Gegenüber und es gleicht der Wirkung eines Beruhigungsmittels in herausfordernden Situationen (Dunbar et al., 2011).

Jahre später fällt es vermutlich schwer, sich daran zurückzuerinnern, welche Vorträge neben dem Studium besucht oder wie viele Stunden Aufmerksamkeit den Lehrbüchern gewidmet wurden. Hingegen werden sich jene Erinnerungen im Gedächtnis verankern, die es schaffen, ein einfaches Schmunzeln oder ein herzhaftes Lachen hervorzurufen, da sie eine positive Grundstimmung signalisieren (Schwarz, 2007). Und sind nicht Glücksgefühle das, was wir am liebsten erleben?

Peterson & Seligman (2004) erkannten, dass Humor in der positiven Psychologie zu den wichtigsten Charakterstärken gehört, da sie die Produktion positiver Emotionen unterstützen. Die positiven Emotionen wiederum fördern die Resilienz (Kuiper, 2012) und tragen unter anderem zur Lebenszufriedenheit bei (Proyer, Ruch, & Buschor, 1985).

Vermutlich sind es genau diese erfreulichen Auswirkungen, die das Bedürfnis hervorrufen, mehr unterhaltende Erfahrungen zu sammeln. Nicht nur des eigenen Willens wegen, sondern auch, um neben den Karriereplänen, dem Arbeitspensum und dem Zeitdruck der stressfreien Seite wieder mehr Ausdruck zu verleihen. Bereits Romero und Cruthirds (2006) zeigten, dass Humor selbst im beruflichen Kontext als ein gern gesehenes und nützliches Tool verwendet wird. Das Verlockende daran ist, dass es nicht einmal viel erfordert. Weder ein aussergewöhnliches sprachliches Talent, noch finanzielle Aufwendungen sind notwendig. Sondern einzig und allein der Wille, Zeit und Aufgeschlossenheit aufzubringen, um sich den Mitmenschen zuzuwenden. Viel mehr wird für die Verbreitung guter Laune nicht benötigt, denn Humor wird universell verstanden.

Humor (laut Duden)

1. Fähigkeit und Bereitschaft, auf bestimmte Dinge heiter und gelassen zu reagieren
2. sprachliche, künstlerische o. a. Äusserung einer von Humor bestimmten Geisteshaltung, Wesensart
3. gute Laune, fröhliche Stimmung

> *«Sinn für das Komische verbindet»*
> – Ralph Waldo Emerson (1803-1882)

Kulturelle Unterschiede

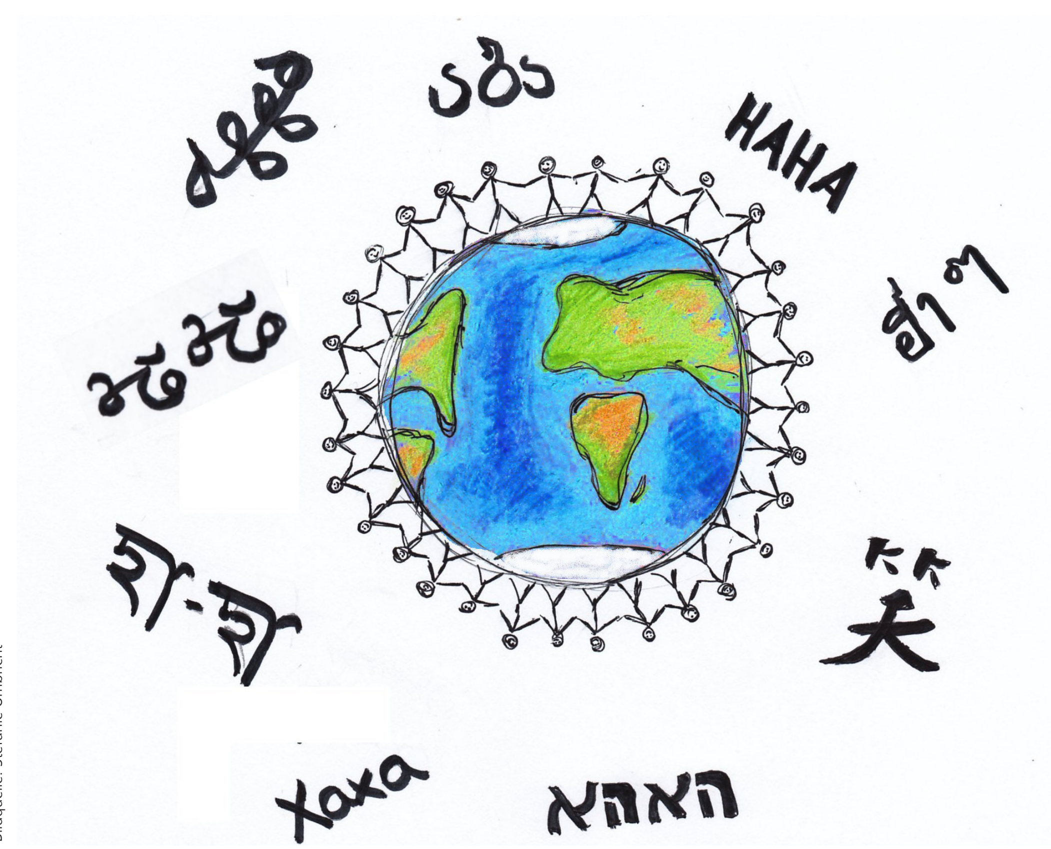
Zwar ist Humor in seiner Vielfalt global zu finden, nicht aber in einer spezifischen Ausdrucksform, denn interpretiert wird er kulturbedingt. «Humor ist die möglichst unvoreingenommene Reflexion auf das Eigene (das wir zu kennen glauben) durch vergleichende Hinzuziehung des Fremden (das wir nach unserer Kenntnis interpretieren)» (Hoffmann, 2008, S. 22). Somit wird erkenntlich, dass Humor kulturell verschieden gehandhabt wird. Nennenswert ist hier die Studie «Differences between American, Egyptian and Lebanese Humor Styles» (Kalliny, Cruthirds & Minor, 2006). Amerikaner erzielten vergleichsweise deutlich höhere Werte, wenn es um die idealisierte Selbstdarstellung und um Selbstironie ging. Hingegen liessen sich keine auffallenden Unterschiede des affiliativen und aggressiven Humors zwischen den Gruppen feststellen.

Auch wenn das Ergebnis auf keinen Fall darauf schließen lässt, dass Menschen mit ägyptischem oder libanesischem Hintergrund diesen Charakterzug nicht besitzen, zeigt es doch auf, wie viel seltener diese Art von Humor in genannten Gebieten Gebrauch findet.

Daher ist der Ort der Umgebung hierbei nicht von grosser Bedeutung. Denn meist ist Humor gerade bei neuen Herausforderungen am deutlichsten vernehmbar. Entscheidend ist nicht, welche Sprache gesprochen wird, obwohl es dem Ganzen natürlich noch einmal mehr Möglichkeiten eröffnen würde, sondern nur die Kommunikation an sich. Unvermeidbar häufig treten durch die unterschiedliche Interpretation hierbei wohl auch Missverständnisse auf. Aber selbst diese dilettantischen und scheinbar banalen Fehlschlüsse können Sympathie erzeugen. Denn der erste Schritt, um Zugang zu den Mitmenschen zu finden, wird durch das Wohlgefallen der eigenen Person erleichtert.

Trotz dieses vielversprechenden Aspektes der Sympathie ist Humor nicht ganz unbedenklich. Gerade unvertraute Lebensweisen bergen in der leichtfertigen Anwendung ein Risiko.

Nancy D. Bell (2007) urteilt in ihrer Studie, dass trotz vieler positiver Auswirkungen Humor den Nebeneffekt enthält, implizite negative Mitteilungen zu übertragen, was vor allem in fremden Kulturkreisen gefährliche und unvorhergesehene Effekte erzielen kann. Weiss das Gegenüber die Botschaften nicht richtig aufzufassen, können beispielsweise durch die Verwendung von schwarzem Humor oder Metaphern Missverständnisse provoziert werden. Trotz allen verbalen und nonverbalen Missverständnissen: Nicht selten gelingt es auch bei kulturellen Unterschieden Humor per Körpersprache zu vermitteln und dem Gegenüber sympathisch zu werden. «Sich mit Füßen und Händen zu verständigen» ist nicht nur eine



Bildquelle: Stefanie Umbricht

Veranschaulichung des Verhaltens zum Konversationszeitpunkt. Es beschreibt die Bemühungen schlechthin, sich mit anderen auszutauschen und zwar auf eine charmante und sympathisierende Art und Weise.

Die Präsenz

Humor lässt sich in unterschiedliche Bereiche eingliedern. Dabei spielen Ironie, Sarkasmus, Zynismus und vor allem Metaphern als sprachliche Mittel eine bedeutende Rolle. Ohne sich dessen vollkommen bewusst zu sein, schmücken sie Gespräche wie das Tüpfelchen auf dem i. Sie dienen nicht nur der Erklärung, sondern vor allem, um vermeintlich trockene und langwierige Themen mit Kreativität und Originalität zu bereichern. Als typische Vertreter seien folgende Satire Zeitschriften genannt: *Nebelspalter* (CH), *Le Canard enchaîné* (F) oder *Titanic* (D). Nett verpackt in Limericks und Karikaturen entsteht ein Werk künstlerischer Gestaltung von aktuellen politischen, ökonomischen oder kulturellen Geschehnissen.

Ungeachtet der Umgebung und des Gegenübers – auflockernde Kommentare, passende Metaphern oder einfach nur eine auffallend komische Mimik können zum Lachen bewegen. Dies betrifft nicht nur das berufliche Umfeld oder den privaten Bekanntenkreis, ebenso unvermeidlich wie auch erwünscht ist es in fremden Territorien, in denen selbst die Sprache unvertraut ist. Der Humanbiologe und Verhaltensforscher Carsten Niemitz (2004) sieht die Gründe des Lachens nicht nur darin, dass etwas lustig ist, sondern auch, um soziale Bindungen aufzubauen.

Positive Psychologie (Auhagen, 2008)

1) Ausrichtung auf das Positive (z.B. Stärken, Ressourcen)
2) Wissenschaftliche Fundierung
3) Positive Wirkung auf das Erleben und Verhalten im Alltag von Menschen

Herausforderung

Möglicherweise besteht genau aus diesem Grund die Herausforderung, eine Kommunikation so angenehm wie möglich zu gestalten, aus weit mehr, als sich nur über interessante Themen auszutauschen. Denn zur selben Zeit liegt einem das Wohlbefinden des Gesprächspartners am Herzen und man ist darauf bedacht, ihm weder «auf die Füsse zu treten», noch ihn auf unangenehme Weise zu überfordern. Dies könnte dadurch erleichtert werden, dass ein Blick auf individuelle Persönlichkeitsstrukturen geworfen wird. Zu erkennen, wofür sich jemand begeistern kann und gleichzeitig herauszufiltern, welche Grenzen nicht überschritten werden sollten, öffnet Türen, um der fremden Person ein Gefühl der Sympathie zu vermitteln.

Denn der Sympathie wegen sind Menschen gerne von Personen mit Sinn für Humor umgeben. Ausgeprägte Schlagfertigkeit und unterhaltsame Beiträge lassen bei hervorgerufenem Lachen das Glückshormon Endorphin ausschlagen (Dunbar et al., 2011), selbst bei trübsinniger Verfassung.

Ganz gleich, welche Begegnungen und unter welchen Umständen: Letztendlich sollte an das Gewissen appelliert werden, um sich in Erinnerung zu rufen, dass Humor durchaus sympathiefördernd ist und ein bevorzugtes Mittel, um eine freundliche Kommunikationsbasis zu schaffen. Der englische Schriftsteller William Somerset Maugham (1874-1965) formuliert dies treffend: *«A little common sense, a little tolerance, a little good humor, and you don't know how comfortable you can make yourself on this planet.»* ■

Zum Weiterlesen

Ruch, W. (Ed.) (1998). *The sense of humor: Explorations of a personality characteristic* (Humor Research Series, Vol 3). Berlin: Mouton de Gruyter.
Lefcourt, H. M. (2001). *Humor: the psychology of living buoyantly*. New York: Kluwer Academic / Plenum Publishers.
Müller, L., & Ruch, W. (2011). Humor and strengths of character. *The Journal of Positive Psychology, 6*, 368–376.

Berufswunsch: Psychoanalytiker? Psychoanalytischer Psychotherapeut?

Vertreterinnen und Vertreter des FIZ und des PSZ im Gespräch

Der vorliegende Artikel ist das Produkt einer lebhaften Diskussion zwischen neun Personen, die am *Freud-Institut Zürich* (FIZ) oder am *Psychoanalytischen Seminar Zürich* (PSZ) engagiert sind und beschlossen haben, sich der Frage anzunehmen, unter welchen Bedingungen man heutzutage Psychoanalytiker oder psychoanalytischer Psychotherapeut wird.

Von Dragica Stojković

Ein klärender Kommentar vorab: Sowohl das FIZ als auch das PSZ bieten je eine Weiterbildung zum psychoanalytischen Psychotherapeuten an, die von der *Föderation der Schweizer Psychologinnen und Psychologen* (FSP) anerkannt ist. Das FIZ bildet allerdings im Auftrag der *Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse* (SGPsa) in erster Linie Psychoanalytiker gemäss den Richtlinien der *Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung* (IPA) aus, sprich, es bietet dafür einen eigenständigen Weiterbildungsgang an. Auch dieser führt zur Verleihung des Titels *Fachpsychologe für Psychotherapie*, erschöpft sich jedoch nicht darin. Das PSZ hingegen versteht den Werdegang zum Psychoanalytiker als einen prinzipiell nicht abschliessbaren Prozess, bei dem sich nicht durch eine Prüfung nachweisen lässt, dass er durchlaufen worden ist – dies geht mit einem bewussten Verzicht auf die Anerkennung durch die IPA einher.

D. Stojković: Eine grundlegende Frage zu Beginn: Was kennzeichnet Ihrer Meinung nach erfolgreiche analytische Arbeit?
M. Widmer-Perrenoud: Erfolgreiche analytische Arbeit ist eine, die zur Erweiterung des Ichs führt, indem immer grössere Bereiche des Unbewussten, der abgewehrten Triebregungen und Triebwünsche erobert werden. In anderen Worten: Eine Arbeit, die durch die Aneignung der Triebhaftigkeit zu mehr Subjektivierung führt. Eine Arbeit, die dem Subjekt ermöglicht, sich besser zu verstehen. Es ist zugleich eine Arbeit, die therapeutisch wirkt; dass Verstehen und Heilen zusammenfallen, entdeckten Freud und Breuer vor mehr als 100 Jahren.
J. Belting: Erfolgreiche analytische Arbeit ist zudem dadurch gekennzeichnet, dass man Nicht-Wissen und Ambivalenzen aushalten kann. Die Psychoanalyse wählt einen bestimmten Zugang, die Seele zu erforschen, der in anderen psychotherapeutischen Schulen so nicht verfolgt wird. Es ist zugleich ein Zugang zum Unbewussten und auch das Unbewusste findet man in anderen psychotherapeutischen Schulen nicht.
M. Fäh: Gute psychoanalytische Arbeit ist, wenn sich ein guter psychoanalytischer Prozess entwickelt. Die Frage ist, welche Bedingungen dafür nötig sind. Physikalische Rahmenbedingungen des Settings sind Raum und Zeit. Dabei variieren die Empfehlungen bezüglich der Gestaltung des Settings: So erachten die Franzosen drei Sitzungen pro Woche als genügend, während in England fünf Sitzungen pro Woche als angemessen betrachtet werden. Man kann die psychoanalytische Arbeit aber nicht auf die arithmetische Anzahl der Sitzungen reduzieren, entscheidend ist die Zusammenarbeit des analytischen Paars.

> *«Die Psychoanalyse als Erkenntnisinstrument, Theorie und Erfahrung ist für mich kostbar, ich verdanke ihr eigentlich alles, was ich in meinem Leben erreicht habe.»* – M. Fäh

T. Lewin: Ich fasse den Begriff viel weiter. Psychoanalytisches Arbeiten ist für mich nicht so strikt ans Setting gebunden. Es geht mir viel eher um eine bestimmte Haltung: gemeinsam etwas zu verstehen und erlebbar zu machen, die Bereitschaft sich zu hinterfragen, Ambivalenz, Unsicherheit und Unwissen auszuhalten. Und es braucht Denkräume ausserhalb des Behandlungsraums, um die analytische Arbeit reflektieren zu können, z. B. in Intervisionsgruppen.

Welche curricularen Bestandteile fördern den analytischen Prozess und wo wirken sich die vom FIZ und PSZ angebotenen Weiterbildungen hemmend aus?
M. Widmer-Perrenoud: Die Psychoanalyse ist eine spezifische Methode und die dafür benötigte Technik wird in der persönlichen Analyse, in Supervisionen und in technischen und theoretischen Seminaren gelernt. Ich möchte hier die zentrale Bedeutung der Selbsterfahrung in der Ausbildung zum Analytiker besonders hervorheben und mich auf zwei Argumente fokussieren. Erstens ist meines Erachtens eine vierstündige Analyse für die Ausbildung von Analytikern unerlässlich, aber auch für jene von Psychotherapeuten bietet sie eine optimale Grundlage. Denn sie ermöglicht den Raum für das Freiassoziieren, die Erfahrung der Regression und sie erlaubt, Frühschichten zu erreichen, archaische Funktionsweisen zu aktivieren. Dieses Erleben bildet die Basis, um sich als Analytiker in die Traumatisierungen und Konflikte des Patienten hineinversetzen zu können. Zweitens hat die Erforschung des eigenen psychischen Inneren zentralen Wert, weil die Person des Analytikers, beziehungsweise seine psychische Aktivität, Werkzeug der analytischen Methode ist. Der Analytiker sollte in der Lage sein, sich als Objekt der Übertragung und Gegenübertragung gebrauchen zu lassen, sein Unbewusstes und Vorbewusstes in Korrespondenzen, Homologien und Ergänzungen mit dem des Analysanden als Instrument zur Verfügung zu stellen; der Analytiker sollte belastbar sein, Behälterfunktionen ausüben können.
J. Belting: Die Selbsterfahrung bietet einen weiteren Vorteil: Sie gibt dem Analysanden die Möglichkeit, die analytische Technik dadurch zu lernen, indem man den eigenen Analytiker bei seiner Arbeit erlebt. Auch werden die theoretischen Konzepte durch die eigene Analyse in ihrer Konkretheit erfahrbar – z. B. wie sich das Wissen über die eigene Biografie verändert bzw. neu konstruiert.
I. Grosz-Ganzoni: Dem bisher Gesagten stimme ich bei. Am PSZ haben wir keine Vorschrif-

ten, empfehlen angehenden psychoanalytischen Psychotherapeuten aber eine hochfrequente (3–4 Mal/Woche) Selbsterfahrung. Dies ist nötig, um subjektive emotionale Reaktionen in der Beziehung zum Patienten fruchtbar machen zu können. Man muss belastbar sein – manchmal belastbarer als in einem klassischen psychoanalytischen Setting. Man macht die gleiche Arbeit sozusagen unter schlechteren Bedingungen. Es ist manchmal ein harter Beruf, jener des Psychotherapeuten, ich würde das nicht unterschätzen.

Y. Frenzel Ganz: Ich formuliere es jetzt trivial und dadurch verkürzt: Kraulen lernt man nur, wenn man einen Kraulkurs macht. Und Psychoanalytiker wird man am besten oder nur, wenn man a) selber eine hochfrequente Analyse macht und b) selbst eine bestimmte Anzahl hochfrequenter Analysen unter Supervision durchführt, das ist unabdingbar. Es ist die beste Voraussetzung, um psychoanalytischer Psychotherapeut zu werden, denn die Bedingungen sind in der Psychotherapie viel schwieriger.

I. Feigl: Wir könnten endlos darüber diskutieren, ob hoch- oder niederfrequent – es ist, wie ich finde, eine nicht endgültig zu beantwortende Frage und das zeichnet die Psychoanalyse aus; wesentlich ist, dass in der therapeutischen Beziehung ein psychoanalytischer Prozess zustande kommt.

N. Ferrari: Genau. Viele Eigenschaften, die gute analytische Arbeit kennzeichnen, z. B. emotionale Intelligenz oder Stabilität, sind zugleich Merkmale jeder erfolgreichen psychotherapeutischen Arbeit. Spezifisch psychoanalytisch ist wahrscheinlich die Bereitschaft der ständigen Auseinandersetzung mit dem Unbekannten, dem Unbewussten. Und diese Bereitschaft wird durch die offene Haltung des PSZ sowie der regen Diskussionskultur gefördert.

Das waren jetzt alles fördernde Bedingungen… Selbsterfahrung, Supervision, Weiterbildungskurse sowie die klinische Arbeit nehmen viel Raum ein, so dass nur noch sehr wenig psychoanalysefreie Zeit bleibt. Diese erachte ich aber für die Entwicklung eines angehenden Analytikers als unabdingbar wichtig. Es braucht heutzutage Mut, um zu entschleunigen, vielleicht auch mit der therapeutischen Weiterbildung warten zu können. Und die Fähigkeit des Wartens hat eine grosse Bedeutung für analytische Arbeit. Welche weiteren hemmenden Faktoren fallen Ihnen ein?

M. Fäh: Hemmend sind Prozesse wie totale und unkritische Identifikation, Anpassung und Unterwerfung. Auch Selbstüberschätzung und Grandiosität blockieren die Entwicklung. In diesem Spannungsfeld bewegt sich die SGPsa und damit auch das FIZ. Man muss immer wieder fragen, wie viel Kritik und Evaluation nötig sind, und dass das nicht zur Infantilisierung der Kandidaten führt, und wie viel Selbstkritik man Kandidaten zutrauen und zumuten kann. Der ehemalige Präsident der IPA Otto Kernberg veröffentlichte zu diesem Thema den schönen Artikel *Dreissig Methoden zur Unterdrückung der Kreativität von Kandidaten der Psychoanalyse* [vgl. Kasten *zum Weiterlesen*].

Zu den Teilnehmerinnen und Teilnehmern

Tamara Lewin: Studierte Psychologie an der Universität Zürich, befindet sich im dritten Semester am PSZ und arbeitet in Liestal in der psychiatrischen Klinik auf einer Akutstation, schwerpunktmässig mit psychotischen Menschen.

Yvonne Frenzel Ganz: Studierte Pädagogik und Soziologie in Frankfurt a. M. und Klinische Psychologie bei Ulrich Moser in Zürich. Arbeitet in eigener Praxis. Nach mehreren Jahren am PSZ, auch in der Seminarleitung, wechselte sie ans FIZ. Sie ist Psychoanalytikerin SGPsa, Dozentin am FIZ und z. Zt. im Vorstand des FIZ.

Nicola Ferrari: Absolvierte an der Universität Zürich sein Studium der Psychologie, arbeitete danach als PG in Liestal und begann zugleich seine Ausbildung am PSZ. Zurzeit promoviert er an der Universität Bern und führt dort auch ambulante Behandlungen durch.

Markus Fäh: Studierte Klinische Psychologie bei Ulrich Moser und Soziologie bei Peter Heintz an der Universität Zürich und führt seit 25 Jahren eine eigene Praxis als Psychoanalytiker in Zürich. Er ist Teilnehmer am PSZ und Mitglied des FIZ und der SGPsa und macht zusammen mit Yvonne Frenzel *Cinépassion*.

Ingrid Feigl: Studierte auch bei Ulrich Moser Psychologie und fand ihre «Berufsheimat» am PSZ, wo sie sich zur Psychoanalytikerin ausbildete und wo sie seit über 25 Jahren aktiv als Mitglied verschiedener Ressortgruppen und als Dozentin am Seminarbetrieb teilnimmt. Seit 1985 arbeitet sie als Psychoanalytikerin in eigener Praxis.

Julia Belting: Ist Kandidatin am FIZ. Sie hat in Trier Psychologie studiert und in Berlin promoviert. Bis zum 31.01.2013 hat sie in der Klinik Littenheid gearbeitet. Aktuell arbeitet sie als delegierte Psychotherapeutin in Zürich.

Ita Grosz-Ganzoni: Hat u. a. ebenfalls bei Ulrich Moser Psychologie studiert und begann 1971 die psychoanalytische Ausbildung am PSZ, als es noch ungeteilt war. Sie schloss sich dort der «Plattform» an, einer institutionskritischen, politisch engagierten Gruppe. 1977, nach der Spaltung, blieb sie deshalb am PSZ. Sie ist Psychoanalytikerin in eigener Praxis, unterrichtet am PSZ und ist seit 2007 Mitglied der Weiterbildungskommission.

May Widmer-Perrenoud: Studierte in Genf bei Piaget Psychologie, begann dann die psychoanalytische Ausbildung in Lausanne, die sie in Frankfurt a. M. fortgesetzt hat. Sie ist Ausbildungsanalytikerin der SGPsa, Dozentin am FIZ und seit einem Jahr hält sie die Co-Leitung des Unterrichtsausschusses der Deutschschweiz. Zudem ist sie Analytikerin in eigener Praxis.

Dragica Stojković: Studierte Psychologie an der Universität Zürich und begann danach die Weiterbildung am PSZ sowie ein Doktorat an der Universität Zürich, das sie im Rahmen einer Anstellung an den Universitären Psychiatrischen Kliniken Basel schreibt.


Bildquelle: Dragica Stojković

Von links nach rechts: Tamara Lewin, Yvonne Frenzel Ganz, Nicola Ferrari, Markus Fäh, Ingrid Feigl, Julia Belting und Ita Grosz-Ganzoni.
Nicht auf dem Bild: May Widmer-Perrenoud

I. Feigl: Ich bin manchmal schwer beeindruckt über die junge Generation, dass die überhaupt hier sind, dass die all den Stress und das immense Arbeitspensum aushalten. Dieser wahnsinnige Leistungs- und Effizienzdruck, der war früher nicht so. Man könnte sich ja auch Zeit lassen, aber viele stehen unter Druck, weil sie in der Klinik bald eine abgeschlossene Ausbildung vorweisen müssen. Der Stress ist ein hemmender Faktor.

> *«Psychotherapie als Broterwerb und Psychoanalyse als Luxus?» – I. Feigl*

T. Lewin: Ich bereue es nicht, alles gleichzeitig angefangen zu haben – ganz im Gegenteil. Es ist mir wichtig, trotz der Bedingungen, die das psychoanalytische Denken und Arbeiten heute erschweren können, keine resignative Haltung einzunehmen. Ich erlebe es auch als spannende Herausforderung, die therapeutische Arbeit in Kontexten, wo ich weit davon entfernt bin, Patienten vier Mal die Woche zu sehen, auf der Grundlage einer psychoanalytischen Haltung zu gestalten. Der Druck der Weiterbildung und der psychotherapeutischen Arbeit verringert sich nach einer Weile, wenn sich eine gewisse Routine eingestellt hat.

N. Ferrari: Ich habe ebenfalls gleich nach dem Studium angefangen und auch ich bereue das nicht. Wir sprechen hier über Settingnuancen und dem Unterschied zwischen psychoanalytischer Psychotherapie und Psychoanalyse. Ich glaube, dass die meisten Studierenden darunter wenig verstehen. Das erste grosse Bedürfnis ist doch, überhaupt etwas über Psychoanalyse zu erfahren. Und wieso soll man sich mit der Psychoanalyse befassen, wenn es ganz viele andere interessante Weiterbildungen gibt? Das, was man nicht kennt, mag man nicht. Es ist deshalb wichtig, Psychologieabgängern die Möglichkeit zu bieten, die Psychoanalyse überhaupt kennenzulernen.

J. Belting: In diesem Sinne erachte ich den Studiengang der Psychologie als einen grossen Hemmfaktor. Die Psychoanalyse kommt kaum zu Wort, und wenn, so geschieht dies meist in einer Haltung der Entwertung.

Y. Frenzel Ganz: Mir hat Ihre Frage sehr gut gefallen, weil sie genuin analytisch ist. Die Realität fordert auf dem Psychotherapiemarkt, bei der Stellensuche etc. vor allem phallische Qualitäten. Die psychoanalytische Arbeit hingegen erwartet auch passiv-rezeptive Fähigkeiten. Dies ist ein Widerspruch, den Sie richtig gespürt haben und ein Hinweis darauf, warum der Prozess, Psychoanalytiker zu werden, so lange Zeit dauert.

I. Grosz-Ganzoni: Ja genau! Psychoanalytische Kompetenz zu erwerben, ist eine Entwicklung, welche die eigene Persönlichkeit impliziert und prägt. Man muss die Bereitschaft und Fähigkeit entwickeln, einen Zugang zum eigenen Innenleben zu finden und daraus kreativ zu werden. Das ist ein intensiver und langer Prozess. Ich denke manchmal, man könnte eigentlich Werbung für die psychoanalytische Erfahrung machen, die – auch im Sinne der Entschleunigung – seelisches Wellness ist.

J. Belting: Die, die Analytiker nach den IPA-Standards werden wollen, sind häufig schon längere Zeit im Berufsleben und haben von daher meist schon ein gesichertes Einkommen, so dass die immensen Kosten als Lebensinvestition betrachtet werden können. Ich selbst wartete fast zehn Jahre bis ich die Ausbildung zur Analytikerin begonnen habe.

I. Feigl: Psychotherapie als Broterwerb und Psychoanalyse als Luxus? Ich bin doch in meiner Haltung auch als Psychotherapeutin Psychoanalytikerin.

Y. Frenzel Ganz: Ja, wenn Du Psychoanalytikerin bist!

M. Fäh: Genau, es gibt viele, die nicht Analyti-

ker werden möchten, denen genügt eine psychotherapeutische Ausbildung. Die Psychoanalyse ist etwas Subversives, sie ist nicht identifiziert mit dem gesellschaftlichen Wahnsinn der permanenten Anpassung an Normen und Ideologien, z. B. an das allgegenwärtige Profit- und Leistungsdenken. Die Psychoanalyse als instrument, Theorie und Erfahrung ist für mich kostbar, ich verdanke ihr eigentlich alles, was ich in meinem Leben erreicht habe.

Worin unterscheiden sich das FIZ und das PSZ am deutlichsten?

M. Fäh: Die beiden Institute unterscheiden sich in einem Punkt fundamental: in der institutionellen Einbettung. Das FIZ ist ein Ausbildungsinstitut im Rahmen der SGPSa und insofern ein Umsetzungsorgan, es hält sich an die Regeln der IPA. Im Auftrag der SGPsa bildet das FIZ primär Psychoanalytiker aus. Das FIZ hat aber auch eine eigene Rechtsform eines Vereins mit demokratischen Strukturen und macht weitere Angebote, wie die Weiterbildung zum psychoanalytischen Psychotherapeuten.

I. Feigl: Ich möchte hier anschliessen. Das FIZ und das PSZ unterscheiden sich weniger in der psychoanalytischen Theorie als in der Art und Weise, wie sich die psychoanalytische Gemeinschaft organisiert. Da ist das PSZ und das war ja auch die Geschichte der Spaltung [vgl. Kasten *weiterführende Lektüre*], ein selbstverwaltetes, basisdemokratisches Institut, wo die Definitionshoheit beim Auszubildenden und nicht beim Ausbildner liegt. Am PSZ sind alle Teilnehmende und es gibt bei uns auch keine Aufnahme- und Ausschlussverfahren. Man könnte sagen, ah das ist toll, aber das verlangt von den Teilnehmenden viel Selbstdisziplin, Selbständigkeit und Eigeninitiative; da fallen uns auch Leute durch die Maschen, die mehr Struktur nötig hätten.

Wem und weshalb empfehlen Sie, sich für das FIZ beziehungsweise das PSZ zu entscheiden?

I. Feigl: Das PSZ ist ein guter Ort, ein produktiver, ein kreativer, ein Ort mit einer hohen Diskussionskultur, wo man sehr viel über Psychoanalyse lernen kann. Man kann Einfluss nehmen, man kann mitbestimmen und z. B. selber Kurse anbieten. Das finde ich ganz wesentlich. Es ist ein sehr offener, lebendiger und auch ein öffentlicher(!) Ort. Jeder Interessierte kann kommen und teilnehmen. Das ist eine hohe Qualität des PSZ.

M. Fäh: Ich sage es jetzt ganz persönlich: Wenn man eine etwas kleinere, persönlichere Gruppe schätzt, in der man mehr das Gefühl von direkteren Auseinandersetzungen und persönlicherer Rückendeckung auf dem Weg zum Psychoanalytiker sucht, sollte man das FIZ wählen.

Y. Frenzel Ganz: Wir sprechen vor allem Psychologen und Mediziner an, weil man der Realität Rechnung tragen muss, dass man für die Ausübung des psychotherapeutischen Berufs eine kantonale Praxisbewilligung benötigt. Ich würde Psychologen und Mediziner dazu einladen, ans FIZ zu kommen, weil sie alles, was sie für den jeweiligen Fachtitel brauchen, bei uns sowieso bekommen. Und sie haben zusätzlich die Möglichkeit, den Weg in die IPA zu machen und damit über Zürich hinaus, an einem lebendigen, internationalen Austausch von 12'000 Mitgliedern teilzuhaben.

J. Belting: Da möchte ich mich direkt anschliessen: Was die Themen Aktualität, Forschung und neue Konzeptbildung angeht, so hat man in der IPA durch das grosse Angebot an Vorträgen und Kongressen die Möglichkeit, stets informiert und vernetzt zu bleiben. Zudem schätze ich den intensiven Austausch in den Seminaren sehr.

M. Widmer-Perrenoud: Ja, die Möglichkeit mit grösseren Gruppen in Kontakt zu kommen, ist eine Stärke des FIZ. Sie konfrontiert uns mit persönlichen Limitationen und der Tatsache, dass wir noch so viel über das Unbewusste, das vielschichtig ist, lernen müssen. Die Triangulierung ausserhalb von einer Institution, der Kontakt mit anderen Institutionen, dem sogenannten «Dritten», erachte ich als sehr wichtig.

N. Ferrari: Ich habe mich überzeugt, dass es durchaus auch am PSZ möglich ist, vernetzt zu sein, wenn genügend Zeit sowie der Wunsch dafür vorhanden sind. Einem Studierenden würde ich empfehlen, an beiden Orten – eigentlich auch an anderen, denen wir heute Abend keine Aufmerksamkeit geschenkt haben – zu schnuppern, um für sich zu entscheiden, wo man sich wohler fühlt und sich genügend Zeit für diese Entscheidung zu lassen.

I. Grosz-Ganzoni: Die Weiterbildung am PSZ kann ich sehr empfehlen! Das Konzept ist während Jahren intensiv durchdacht und von der Mehrheit der Teilnehmer am PSZ unterstütz wird. Die Weiterbildung ist modular aufgebaut. Die Teilnehmenden haben einerseits die Freiheit aus dem Seminarangebot zu wählen, anderseits gibt es unterstützende Elemente (z. B. Besprechung dokumentierter Lernprozesse mit der Weiterbildungskommission, schriftliche Falldarstellungen und Kolloquium). Immer am Ende des Semesters gibt es ein Peergruppentreffen, in welchem Anforderungen und Probleme der Weiterbildung diskutiert und vertieft werden. Die «Junge Psychoanalyse» hat sich selber konstituiert und trifft sich ein Mal im Monat.

T. Lewin: Ich schätze die Möglichkeit der aktiven Mitgestaltung sehr. Zudem gefällt mir die Heterogenität am PSZ: Mit Menschen in unterschiedlichem Alter, in unterschiedlichen Stadien ihrer Weiterbildung und mit unterschiedlich viel Berufserfahrung dieselben Kurse zu besuchen und ins Gespräch zu kommen, ist sehr bereichernd. ■

Zum Weiterlesen

Auf unserer Webseite finden sich Lektüreempfehlungen zu Themen, die im Gespräch angesprochen, im Rahmen dieses Artikels jedoch nicht ausgeführt werden konnten. Zudem liest sich auf der Webseite, welche Möglichkeiten Studierenden zur Verfügung stehen, die bereits während ihres Studiums psychoanalytische Luft schnuppern möchten.



10 Jahre psyKo: Wie alles begann...

Bald findet der zehnte legendäre Kongress für Psychologiestudierende – kurz psyKo - statt. Wer hat den psyKo ins Leben gerufen? Welche Vision wurde dabei verfolgt? Hier einige Antworten aus einem Interview mit der psyKo-Mitbegründerin Miriam Loertscher.

Von Joëlle Barthassat

Joëlle Barthassat: Vor 10 Jahren habt Ihr den ersten psyKo organisiert. Wie seid ihr auf die Idee gekommen, einen Kongress von und für Psychologiestudierende zu organisieren? Was war eure Vision?

Miriam Loertscher: Die Teilnahme am europäischen Kongress der Psychologiestudierenden der EFPSA hat uns so begeistert, dass wir auf nationaler Ebene im kleineren Rahmen etwas Ähnliches organisieren wollten. Bald formte sich ein Team von sechs motivierten Psychologiestudierenden der Universität Bern.

Wir wollten den Schweizer Studierenden, Lizentianden und Doktoranden eine Plattform bieten, um ihre Arbeiten einem interessierten Publikum vorzustellen, da diese Arbeiten oft nicht die Anerkennung bekommen, die sie verdienen. Somit wird der Austausch zwischen den Psychologiestudierenden verschiedener Schweizer Universitäten gefördert. Neben dem fachlichen Austausch steht auch der soziale Aspekt im Zentrum des Kongresses.

Wie kam diese Idee bei den Professoren an?

Im Allgemeinen hielten es die Professoren für eine gute Initiative, denn sie erachteten es als wichtig und gut, dass die Arbeiten der Studierenden und Doktoranden vorgestellt werden. Einige unterstützten uns finanziell oder mit Tipps, andere organisierten Veranstaltungen am Kongress oder vermittelten interessierte Leute. Sie waren der Überzeugung, dass dies eine «gute Übung» für den späteren Lebensweg sei, da es in der Wissenschaft viele Kongresse gibt. Es sei willkommen, dass Studierende freiwillig einen solchen organisieren.

Bild: Stefanie Lurz

Wie verlief die Vorbereitung des ersten psyKos?

Wir haben alles alleine aus dem Boden gestampft und auch etwas Glück gehabt, denn die «learning by doing Strategie» funktionierte prima in unserem Team. Finanzielle Unterstützung zu finden und auch Studierende der Romandie für den psyKo zu gewinnen, war am Anfang etwas schwierig. Letzteres vor allem, weil es damals noch keine nationale Dachorganisation gab. Die Idee des psyCH (studentischer Dachverband Psychologie Schweiz) war zwar damals schon geboren, doch dessen Gründung war erst noch im Gange.

Wie gestaltete sich der erste psyKo und wie ist er bei den Studierenden angekommen?

Der erste psyKo fand im Januar 2004 in Kandersteg statt und dauerte von Freitagnachmittag bis Sonntagnachmittag. Das Programm bestand aus Vorträgen von Studierenden, Doktorierenden und Professoren mit moderierten Diskussionen im Anschluss, Posterpräsentationen und drei parallel laufenden Workshops am Samstagnachmittag. Am Samstagabend wurde nach einem Film, Musik zum Tanzen aufgelegt. Während des Kongresses ist alles gut gegangen. Die Teilnehmerzahl am ersten psyKo belief sich mit Studierenden, Referenten und Tagesgästen auf rund 100 Beteiligte. Damit war bereits der erste psyKo ausgebucht.

Wir bekamen sehr positives Feedback von den Studierenden und entschlossen uns deshalb dazu, ein Jahr später einen zweiten psyKo zu organisieren.

Was hast Du persönlich vom Kongress mitgenommen?

Wir alle behalten unsere freiwillige Zusammenarbeit und die Teamarbeit im Besonderen in sehr guter Erinnerung. Alle Organisatoren waren intrinsisch sehr motiviert, da wir von der Idee überzeugt waren. Ich habe dort einen «Team Spirit» erlebt, dem ich in der Arbeitswelt nicht in diesem Ausmass begegnet bin. Einen Kongress von Grund auf auf die Beine zu stellen erforderte viel Selbstständigkeit und organisatorische Fähigkeiten. Nach dem Prinzip «learning by doing» haben wir viel ausprobiert und daraus lernen können. In schwierigen Zeiten war «Outside the box»-Denken gefragt. Die Arbeit im OK-Team des psyKos war eine Lehrschule für das Berufsleben. Auch sozial gesehen war es eine gute Zeit. Durch das gemeinsame Organisieren ist das Team sehr zusammengewachsen. Es entstanden gute Freundschaften und wir stehen seither in Kontakt.

Wie ist es nach dem ersten psyKo weitergegangen?

Wir vom OK-Team des ersten psyKos organisierten ebenfalls den zweiten, weil es uns allen gut gefallen hat und die intrinsische Motivation weiterhin hoch war. Für den dritten psyKo, der in der Romandie durchgeführt wurde, suchten wir dann ein neues Team, das wir bewusst zweisprachig – mit gleich vielen Teammitgliedern aus der Deutschschweiz und aus der Romandie – zusammensetzten, um den «Röschtigraben» zu überwinden. Dem neuen Team stand ich dann noch als eine Art Beraterin zur Verfügung. Der psyKo war unter Studierenden immer ein beliebter Anlass. Mit der Zeit lief viel über Mund-zu-Mund-Propaganda. Persönlich fand ich es sehr bereichernd, so viele sympathische Studierende aus der ganzen Schweiz kennenzulernen und Forschungsfragen verschiedener Universitäten zu diskutieren. ■

psyCH: Der studentische Dachverband Psychologie Schweiz psyCH verbindet als nationale Plattform die Psychologiestudierenden und fördert deren Austausch. Unter anderem wird der psyKo von psyCH organisiert. www.psynet.ch
psyKo: Der psyKo ist der jährlich stattfindende nationale Kongress von und für Psychologiestudierenden. www.psyko.ch
EFPSA: Die European Federation of Psychology Students' Associations offeriert den Studierenden verschiedenste Events und Dienstleistungen. www.efpsa.org



Schweizerische Gesellschaft für Psychoanalyse (SGPsa)

Freud-Institut Zürich (FIZ)

Zwei Weiterbildungen unter einem Dach

1 Postgraduale Weiterbildung in psychoanalytischer Psychotherapie

Führt zum Erwerb des Fachtitels in Psychotherapie, zertifiziert durch FSP, ASP und SBAP gemäss den Richtlinien des BAG, und zum Erwerb der kantonalen Praxisbewilligung.

Dauer: 3 Jahre Kurs plus 1 Jahr ergänzende Seminare
Beginn: jeweils im Frühling oder Herbst
Status: HörerIn am Freud-Institut Zürich (FIZ)

2 Postgraduale Weiterbildung in Psychoanalyse

Führt zum Erwerb des Fachtitels in Psychotherapie, zertifiziert durch FSP, ASP und SBAP gemäss den Richtlinien des BAG, und zum Erwerb der kantonalen Praxisbewilligung.

Ermöglicht die Mitgliedschaft in der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse (SGPsa) und damit automatisch auch in der Europäischen Psychoanalytischen Föderation (EPF) und in der International Psychoanalytic Association (IPA) mit weltweit 12 000 Mitgliedern.

Dauer: 4 Jahre
Beginn: jeweils im Herbst
Status: KandidatIn der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse (SGPsa)

Angebot für BA- und MA-Studierende
Vorträge, Forumsveranstaltungen und Tagungen zu ermässigten Preisen

Informationen auf www.freud-institut.ch
Broschüren zu beiden Weiterbildungen bei info@freud-institut.ch oder 044 382 34 19

Eine Adresse für beides: www.freud-institut.ch



FAPS? War das nicht die Party oder das Forum? (Teil 1)

Vorstandsmitglied zu sein bedeutet mehr, als bei Apéros dekorativ im FAPS-Shirt herumzustehen.

Von Nicole Wellinger

Die meisten Assessmentstudierenden kennen sie, die Leute im weissen Poloshirt mit dem eingestickten *Psy* auf rotem Hintergrund. Sie stehen beim Erstsemestrigenvortrag vorne im Haribosaal und erklären, was ECTS-Punkte sind, wie der Psychologie-Stundenplan des kommenden Jahres aussehen wird und dass man als immatrikulierter Studierender in Zürich von dem breiten und meist kostenlosen Sportangebot des ASVZ profitieren kann. Danach beantworten sie Fragen am Stand im Lichthof oder per Mail. Man trifft sie – diesmal ohne Uniformshirts – im Skriptshop und spätestens beim Prüfungsapéro im Sommer. Während der Psychoparty im Herbstsemester machen sie verkleidet die Härterei unsicher und tauchen auch mal als Weihnachtselfen in einer Vorlesung auf. Die Rede ist von den Vorstandsmitgliedern des Fachvereins Psychologie der Universität Zürich (FAPS).

Was geschieht hinter den Kulissen?

Sichtbar werden wir hauptsächlich an den verschiedenen Veranstaltungen und Aktionen für die Studierenden, doch der Vorstand ist das ganze Jahr mit diversen Aufgaben beschäftigt. Im Gespräch mit Studienkolleginnen und -kollegen fällt immer wieder auf, wie unbemerkt diese Arbeit bleibt und dass eine unausgesprochene Frage im Raum steht: Was machen die denn überhaupt im FAPS? In diesem Beitrag werden vier der acht Ressorts und einige ihrer Aufgaben vorgestellt.

Die Mitglieder vom Ressort *Institutsangelegenheiten* halten gemeinsam mit dem Präsidium den Vortrag am Erstsemestrigentag, dessen Organisation jedoch schon viel früher beginnt. Rund 25 Studierende müssen in den Semesterferien dafür gewonnen und entsprechend instruiert werden, damit sie den Neulingen die Uni zeigen können. Der Vortrag für die Erstsemestrigen wird auf den neuesten Stand gebracht und die Informationsblätter werden gedruckt. Mit der Beantwortung von Studierendenfragen per Mail und der regelmässigen Teilnahme an den Institutsversammlungen geht es während des restlichen Jahres etwas ruhiger zu. Die Institutsversammlung findet vier- bis fünfmal im Semester, mit allen Professorinnen und Professoren, Vertretern der Privatdozierenden, des Mittelbaus und der Studierenden des Psychologischen Instituts, statt. Sie bietet einen einmaligen Einblick in die Abläufe des Instituts und die Möglichkeit, bei wichtigen Entscheidungen, wie der Studienordnungsrevision, mitzuwirken. Auch informelle Gespräche mit den Lehrstuhlinhaberinnen und -inhabern sind hier möglich.

> *«Vorstandsmitglieder haben noch andere Aufgaben, als bei Apéros dekorativ im FAPS-Shirt herumzustehen.»*

Die Mitglieder des Ressorts *Aussenbeziehungen* pflegen unsere Beziehungen mit Organisationen ausserhalb des Psychologischen Instituts. Sie nehmen beispielsweise an den sogenannten LocalOrg-Treffen des studentischen Dachverbands Psychologie Schweiz (psyCH) teil. Dabei tauschen sich die Psychologiefachvereine der verschiedenen Schweizer Hochschulen über ihre Aktivitäten aus. Die eine oder andere gute Idee hat es auf diesem Weg schon quer durch die Schweiz geschafft. Aber auch an der UZH halten wir Kontakt mit den Fachvereinen der anderen Studienrichtungen und dem neu gegründeten VSUZH, der ab Sommer 2013 den StuRa ablösen wird, um über aktuelle Entwicklungen auf dem Laufenden zu bleiben.

Wer kämpft nicht mit ihnen, den gefühlten zehntausend Powerpointfolien zu jeder Veranstaltung? Der FAPS bietet seit einigen Jahren Zusammenfassungen diverser Fächer an. Diese können im *Skriptshop* im FAPS-Büro an der Binzmühlestrasse in Oerlikon gekauft werden. Die sauber eingeordneten Skripte gelangen jedoch nicht durch die Hilfe von Heinzelmännchen in die Regale. Ende des Semesters werden per Mailinglist-Aufruf neue Zusammenfassungen gesucht, wobei die fleissigen Autorinnen und Autoren an jedem ihrer verkauften Skripte etwas mitverdienen. Diese müssen aber erst geprüft und für den Druck vorbereitet werden. Während des Semesters ist der Skriptshop zweimal in der Woche geöffnet. Nach jeder Verkaufsstunde werden alle Zusammenfassungen gezählt und eine Abrechnung gemacht. Droht ein Skript auszugehen, entscheiden die Mitglieder des Ressorts Skriptshop, ob neue bestellt oder einzelne auf Wunsch gedruckt werden sollen. Die Skriptshopstunden können von den Studierenden nicht nur für den Kauf von Zusammenfassungen genutzt werden, die Studenten hinter der Kasse beantworten auch Fragen rund um das Studium.

Das Ressort *Finanzen* hält sich eher versteckt im Hintergrund, ist aber für den ganzen Vorstand ungemein wichtig. Während des ganzen Jahres müssen Spesen ausgezahlt, Rechnungen beglichen und das Budget im Auge behalten werden. Anfang Frühlingssemester wird die Bilanz erstellt und von einer Revisorin abgesegnet. So kann der Vorstand zur GV im Frühling Rechenschaft ablegen, wofür das Vermögen des Fachvereins eingesetzt worden ist.

Das und noch mehr macht also der FAPS!

In einer der nächsten Ausgaben des aw*are Magazin* werden die Ressorts Events, Marketing, Information und das Präsidium vorgestellt. Nicht verpassen!

Hat eines der Ressorts dein Interesse geweckt? Möchtest du mehr darüber wissen? Melde dich direkt per Mail:
institutsangelegenheiten@faps.ch
aussenbeziehungen@faps.ch
skriptshop@faps.ch
finanzen@faps.ch

Website vom FAPS mit vielen Informationen und Links zu den Angeboten
http://www.faps.ch

Mailingliste:
http://www.faps.ch/mailingliste.html


Ausdrucksstark
auf den ersten Blick.
Offsetdruck Goetz AG
Steinhaldenstrasse 22 – CH-8954 Geroldswil
Phone +41 44 747 85 00 – info@goetz-ag.ch – www.goetz-ag.ch